Thomas und Karl August West's Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Zweiter Theil.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Seite

I. Hülfe zur Unzeit. Gegenstück zu der Erzählung: Die Fingerzeige der Vorsehung.......... 1

II. Wie es geschah, daß ich ein Hagestolz ward. Aus den Lebenserfahrungen eines Ungenannten.. 91

III. Dialogen und Charakterskizzen von Thomas West. (1807.)

Die Karthause, oder die Neuerungen. Eine dialogische Unterhaltung 235

Norberg und Elisa. Eine Charakterskizze 292

Paradoxien über die Ehe. Als Einleitung zur Geschichte einiger Hagestolzen..................... 299

I.

Hůlfe zur Unzeit.

Gegenstück zu der Erzählung:

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Als ich das nächste Mal Norberg's Landsitz besuchte, befand sich Jeannette bereits im Kloster, und auch Georg hatte das Haus verlassen, um seinem neuen Berufe zu folgen. Es war der stille Tag der Frau von Norberg. So nennt man in der Familie einen der Wochentage, an welchem die Dame des Hauses keinen Besuch empfängt, außer von vertrauteren Freunden. Die kleine Tischgesellschaft hatte sich in einen der schattigsten Theile des Parks geflüchtet, um die heißen Mittagsstunden weniger lästig vorübergehen zu lassen. Palmer und ich saßen an Elisens Seite, welche den Weg zu beschwerlich fand, den ihr Gemahl mit dem Doktor G. nach einer, auf der nächsten Anhöhe liegenden Schweizerhütte eingeschlagen hatte. Die Ruhebank, auf welcher wir Platz genommen,

stand unter dem schützenden Dache zweier mächtigen Pinien, und gewährte die Aussicht über den niederen Theil des Parks, mit dem großen Teich im Hintergrunde. »Sehen Sie die kleine Barke dort?« sagte Frau von Norberg. »Der muntere Wimpel von grüner Hoffnungsfarbe, womit Georg sie geschmückt, bevor er sich von uns und von Jeannetten trennte, flattert uns entgegen. Ich nehme es als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen unserer Plane mit den beiden Kindern.« — Wir unterhielten uns nun ziemlich lange von dem jungen Paare, dessen künftiges Glück durch die Vorsorge einer so gütigen Herrschaft vollkommen gesichert schien. Elisa verbreitete sich ausführlich über ihre Absichten mit den jungen Leuten, und legte dabei einen besonderen Nachdruck auf den Umstand, daß sie nicht erfahren dürften, welches Glück ihnen bestimmt sey.

Norberg war mit dem Doktor G. inzwischen wieder zurückgekommen, und hörte unserem Gespräche eine Weile zu. Seine Miene war ernsthafter als gewöhnlich; er schüttelte den Kopf über den zuversichtlichen Ton, in welchem seine Frau von dem Erfolg der Maßregeln sprach, die

man in dieser Sache zu nehmen gedachte. Besonders schien ihm die geheimnißvolle Art zu mißfallen, womit sie das vermeinte Glück der Liebenden, ohne ihr Wissen und Zuthun, zu betreiben Willens war. Er lehnte jede Theilnahme an einem solchen Plane ab, und erklärte auf's Bestimmteste, daß, was man auch immer für die Kinder thun wolle, mit ihrem Wissen und Einverständnisse geschehen müsse.

Elisa, etwas erstaunt über die Feierlichkeit dieser Erklärung, bemerkte, daß die jungen Leute, die ihr Gemahl ja selbst Kinder nenne, wol schwerlich im Stande seyen, ihr wahres Bestes und die Mittel, dasselbe zu erreichen, gehörig zu beurtheilen. Bei den wohlwollenden Absichten, die man für sie habe, scheine es genug zu seyn, wenn das, was ihnen nütze, geschehe, ohne daß man um ihre Einwilligung sich zu bekümmern brauche. Eigenwilligen Kindern dürfe die Gewährung ihrer Wünsche wenigstens nicht zu leicht gemacht werden, wenn man sie bessern wolle. Die Vorsehung selbst verhülle ihre Wohlthaten gern in das Geheimniß, und liebe es, unsere Wünsche oft erst dann zu erfüllen, wenn wir gelernt haben, ihnen zu entsagen.

»Hüten wir uns vor dem vermessenen Gedanken,« erwiederte Norberg mit großem Ernste, »die Rolle der Vorsehung zu spielen, und mit den Bettelpfennigen unseres Wohlwollens die göttliche Milde nachzuäffen, deren Schatzamt das unermeßliche Weltall ist! Was Menschen für Ihresgleichen thun können, ist wenig, und selten mehr, als sie, streng genommen, ihnen schuldig sind. Die falsche Großmuth stiftet vielleicht nicht weniger Uebles in der Welt, als die Hartherzigkeit. Laßt uns darauf merken, wo wir Andern wahrhaft hülfreich werden können; aber nehmen wir uns in Acht, ihnen Wohlthaten aufzudringen, und ihr Glück zum Spielwerk unserer Laune oder Eitelkeit zu machen.«

Palmer stand auf, um dem Herrn des Hauses näher zu treten. »Diese Gesinnungen,« sagte er, »sind eines vernünftigen und bescheidenen Menschenfreundes würdig; aber die Sprache, in der Sie dieselben ausdrücken, ist nicht Ihre gewöhnliche. Ich habe Sie selten so ernsthaft, so feierlich gestimmt gesehen, mein edler Freund!«

»Ich will dem nicht widersprechen,« antwortete Norberg. »Es ist eine Erinnerung in mir

erweckt worden, die mich immer ernst, zuweilen düster macht. Es war ein Moment in meinem Leben, in dem ich die Wahrheit jener Grundsätze verkannte, oder vielmehr zu wenig beachtete. Ein großes Unheil ist daraus erfolgt; und obwol mein Betragen dabei, nach dem Urtheile der Welt, kein Vorwurf treffen konnte, so muß ich doch vor dem inneren Richter meines Antheils an Schuld geständig seyn; denn das Unglück, welches geschah, hätte verhindert werden können, wenn ich eben so vorsichtig als großmüthig, und eben so offen als wohlmeinend gehandelt hätte.«

»Sie scheinen von der Begebenheit zu sprechen,« sagte Doktor G., »welche der Gegenstand der zwei Zeichnungen ist, die wir so eben in der Schweizerhütte sahen?«

»Ja!« erwiederte Norberg, »es ist die Geschichte eines meiner Jugendbekannten, eines Unglücklichen, auf dessen Schicksal ich, leider, mehr Einfluß genommen, als es anfangs meine Absicht und überhaupt mein Beruf war. Die Geschichte — dieselbe, deren ich neulich erwähnte — ist lehrreich in mehr als Einer Beziehung. Ein Mann von nicht gemeinen Geistesgaben

und nicht unedlem Charakter, voll Thatkraft und Anstelligkeit für Weltgeschäfte, schwingt sich, in einer ungewohnten Laufbahn, zu einer bedeutenden Höhe äußeren Glückes und Ansehens empor. Dasselbe Selbstvertrauen, das ihn erhob, verleitet ihn zu einigen falschen Schritten, und ungleich schneller, als er stieg, stürzt der zuversichtliche Mann in einen Abgrund von Verwirrung und Hülflosigkeit, woraus nur die Verzweiflung ihm einen Ausweg zeigt. Er findet einen Freund, der seine Pläne mit unbedachtsamer Willfährigkeit unterstützt, aber gerade in den entscheidenden Augenblicken es an der Aufmerksamkeit mangeln läßt, wodurch ein Fehltritt oder Unfall verhindert, und der Irrende zurecht gewiesen werden konnte. Der unvorsichtige Freund und der Unglückliche selbst, Beide tragen die Schuld ihrer eigenen, schwer zu erklärenden Verblendung. Mit aller Scharfsicht erkannten sie nicht, was für ein unbefangenes Auge so leicht zu erkennen war. Der Freund besonders that bald zu viel, bald zu wenig, und so geschah es, daß er den verderben half, welchen er retten wollte. — Wir erbauten uns neulich an einem glücklichen Bei-

spiele der Rückkehr in sich selbst, welche durch einen Fingerzeig der Vorsehung bewirkt wurde. Hier ist ein Beispiel entgegengesetzter Art. Auch in diesem Falle fehlte es an solchen Fingerzeigen nicht; aber ihre Wirkung ging, durch die Schuld derer, denen sie gegeben wurden, wenigstens für diese Zeitlichkeit verloren.«

»Irre ich nicht,« sagte Palmer, »so ist die Geschichte, auf welche Sie anspielen, mir zum Theil bekannt. Auch den Mann erinnere ich mich einige Mal gesehen und gesprochen zu haben. Besonders eine Unterredung mit ihm ist mir, durch die Beziehung, welche sie auf sein unglückliches Ende hatte, noch späterhin merkwürdig geworden. Nie habe ich einen, sonst vernünftigen Mann, eine so entschiedene Sprache des vollständigsten Unglaubens führen hören. Wie man mir erzählte, hat dieser Unglaube nicht wenig Antheil an dem unzeitigen Tode des Unglücklichen gehabt; und es war damals von einer sehr seltsamen Gemüthsverwirrung die Rede, worein der Mann vor seinem Ende verfallen sey.«

»Sie irren sich in der Person und in der Begebenheit nicht,« versetzte Norberg. »Aller-

dings ist die Geschichte auch in dieser Hinsicht merkwürdig. Sie kann übrigens Ihnen und anderen Freunden nur unvollkommen bekannt seyn; die genaueren Umstände, welche außer mir kaum Jemand weiß, hat bisher kein Mensch von mir erfahren. Ich fühle mich jetzt aufgelegt, sie zu erzählen; ist es Ihnen genehm, so bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit.«

Alles nahm Platz, und Norberg erzählte folgende Geschichte.

»Zu der Zeit, als das Kontinentalsystem des Kaisers Napoleon, in Bezug auf den Handel, nach seiner ganzen Strenge ausgeführt wurde, entstanden, wie Jedermann bekannt ist, in allen Staaten des Festlandes eine Menge neuer Fabrikunternehmungen, welche der Lage und dem Kulturzustande dieser Länder nicht immer ganz angemessen waren. Nach meinen Grundsätzen, als Banquier, habe ich mich auf solche Unternehmungen nie als Hauptinteressent eingelassen, es aber wohl für meine Pflicht gehalten, nützliche Versuche und Anstalten dieser Art durch

Uebernahme einiger Aktien oder durch mäßige Darleihen zu unterstützen. Eine Gesellschaft von Schweizern und Inländern wendete sich in einer solchen Angelegenheit an mich. Die Leute waren vollkommen sachkundig, und ihres thätigen und rechtlichen Charakters wegen hinlänglich bekannt. Einer derselben, seiner früheren Bestimmung nach ein Rechtsgelehrter, hatte mit mir studiert. Ich schätzte ihn als einen guten Kopf; obwol ich mit der Veränderung seines Standes nicht völlig einverstanden war, überzeugte ich mich doch bald, daß er auch seinem neuen Geschäfte in jeder Hinsicht gewachsen sey. Mit Einem Worte: der Mann, noch mehr als die Sache, gefiel mir; und da, bei der allgemeinen Beschränkung des Handels, ein Theil meiner Kapitalien ohne Verwendung war, ließ ich mich ohne Schwierigkeit bewegen, der neuen Unternehmung als Aktionär beizutreten.«

»Die Geschäfte hatten gleich anfangs einen guten Fortgang. Die Erzeugnisse der neuen Fabrik fanden allgemeinen Beifall; der Absatz vermehrte sich zusehends, wobei die Thätigkeit und der gewandte Scharfsinn meines ehemaligen Schulkameraden der Unternehmung die größten

Dienste leisteten. Man fand zuträglich, ja nothwendig, der Anstalt eine größere Ausdehnung zu geben; wozu aber auch eine angemessene Vermehrung der Fonds erforderlich war. Mein Schulfreund — ich will ihn mit seinem Vornamen Ernst bezeichnen — hatte wenig eigenes Vermögen; seine Geldeinlage war daher bis jetzt nicht im Verhältniß zu seiner übrigen Stellung in der Gesellschaft gewesen, als deren Haupt man ihn zu betrachten anfing. Ernst besuchte mich um jene Zeit fast täglich; er gewann durch seinen entschiedenen Geschäftsgeist mein volles Vertrauen, und zugleich durch die Annehmlichkeit seines Umganges meine persönliche Zuneigung in ungewöhnlichem Grade. Dieser Neigung mehr, als der Ueberlegung folgend, entschloß ich mich, dem erwähnten Uebelstande in den gesellschaftlichen Verhältnissen meines Freundes abzuhelfen. Ich lieh ihm — ohne andere Sicherheit, als seine Handschrift — eine beträchtliche Summe, welche ihn in den Stand setzte, seine Kapitalseinlage ansehnlich zu erhöhen und das Uebergewicht über seine Kompagnons auch in dieser Hinsicht zu behaupten. — Die Unternehmung erhielt nun in kurzer Zeit

einen außerordentlichen Schwung. Ihr Kredit wuchs mit dem zunehmenden Umfang der Geschäfte, die Anstalt schien in ihrem Inneren vollkommen gesichert, und forthin keiner fremden Hülfe mehr zu bedürfen.«

»Eigene, wichtigere Beschäftigungen, dann eine große Handlungsreise, entfernten mich hierauf von meinem alten Schulkameraden, und entzogen seine Angelegenheiten auf längere Zeit meiner unmittelbaren Beobachtung. Was mein Haus mit ihm und seiner Gesellschaft zu verhandeln hatte, ging in Ordnung. Seine Briefe an mich athmeten heitere Thätigkeit und volle Zuversicht zu seinen, sich noch immer mehr ausbreitenden Unternehmungen. Einige Unzufriedenheit mit seinen Kompagnons war ihm wol hier und da anzumerken, doch das Gefühl seiner Ueberlegenheit ließ die Sache als geringfügig erscheinen, und gewöhnlich brach er seine Beschwerde mit einem Scherz ab, der irgend einen komischen Charakterzug an seinen, etwas altfränkischen Gesellschaftern heraushob; so, daß Alles bloß auf leichte persönliche Reibungen hinauszulaufen schien. Von anderen Seiten meldete man mir indeß Mancherlei, was mich

auf die Vermuthung bringen mußte, daß Ernst's gesellschaftliche Verhältnisse durch bedenkliche Zwistigkeiten gestört würden, und daß seine Geschäfte überhaupt einen weniger befriedigenden Gang zu nehmen anfingen.«

»Als ich, nach einer Abwesenheit von beinahe neun Monaten, von meiner Reise zurückkam, fand ich meine Vermuthung durch Alles, was ich sah und hörte, nur zu sehr bestätigt. Ernst selbst schien nicht mehr derselbe Mann zu seyn, den ich vor einem Jahre noch in ihm zu kennen glaubte. Seine natürliche Lebhaftigkeit hatte etwas Launenhaftes und Gewaltthätiges angenommen; die treffende Schnelligkeit seiner Urtheilskraft wurde öfters durch einen absprechenden, wol auch moquanten Ton entstellt, welchen er kaum durch irgend eine Rücksicht auf Sachen und Personen herabzustimmen vermochte. Das Selbstgefühl des Mannes war in offenbaren Stolz übergegangen, und man sah, daß es die Ueberlegenheit seines Verstandes war, worauf dieser Stolz sich ausschließend stützte. Meinungen und Autoritäten reizten seinen Widerspruch; auch an seinen Freunden, wie an seinen Gegnern, schien er nichts als die Schärfe

des eigenen Urtheils zu achten, das er in allen Dingen für die einzige Richtschnur des Denkens und Handelns erklärte. Vielleicht, daß die entgegengesetzte Sinnesart der Menschen, welche ihn zunächst umgaben, und mit denen er sich zugleich in einem Widerstreite von Interessen befand, diesen Hang meines alten Schulfreundes, Alles auf den Verstand ausschließungsweise zu beziehen, bis zur Ungebühr nährte und steigerte. Seine Kompagnons kannten selbst in ihren Geschäften kein anderes Gesetz, als das Herkommen und das Wort ihrer Meister, deren Vorschriften und Beispielen sie blindlings folgten. In ihren Sitten und Glaubensmeinungen neigten sich die zwei Schweizer zum Pietismus, der Dritte, ein Steyermärker, hing den äußeren Gebräuchen des Katholicismus mit ängstlicher Genauigkeit an. Dagegen trug Ernst die entschiedenste Freigeisterei in Allem zur Schau, was nicht auf Verstandesgründen allein beruhte, und verletzte dadurch Andersdenkende häufig; ja, man würde, nach mancher seiner Aeußerungen, selbst seine Rechtschaffenheit bezweifelt haben, wenn ihn nicht seine Handlungen als einen streng rechtlichen Mann dargestellt hätten.«

»Außer dem Mißverhältnisse, in welchem Ernst mit seinen Gesellschaftern stand, war auch in seiner, übrigens glücklichen Ehe Etwas, das seiner sarkastischen Laune Nahrung gab, und ihn täglich unduldsamer in Sachen der Meinung und des Glaubens machte. Seine Frau, eben so ausgezeichnet durch ihre Schönheit, als durch die Sanftmuth ihres Charakters, war seit einiger Zeit in eine Art von Melancholie verfallen, worin sie von allerlei schreckhaften Ahnungen und Visionen gequält wurde. Ernst schrieb diesen krankhaften Zustand lediglich dem zu, was er die Vorurtheile ihrer Erziehung nannte. Je mehr er seine Frau liebte, desto heftiger ward sein Haß gegen diese Vorurtheile; ein Ausdruck, unter welchem er, wie so viele Weltleute, gar Manches begriff, was anderen Menschen als das Ehrwürdigste und Heiligste erscheint. Um für die Visionen seiner nervenkranken Gattin keinen Spielraum in dem Gebiete des Möglichen und Denkbaren übrig zu lassen, verwarf er die Idee eines Geisterreiches überhaupt, und bestritt mit allen Waffen der Dialektik die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, welche er schlechthin für träumerisch, und sogar für sitt-

lich nachtheilig erklärte. — Ungeachtet meiner Toleranz gegen theoretische Meinungen konnte ich nicht umhin, mich gegen die schroffe Art, womit Ernst die seinigen vorbrachte, einige Mal sehr nachdrücklich auszusprechen. Es betrübte und beunruhigte mich, einen Mann, den ich in anderer Beziehung zu achten geneigt war, in dem unseligen Wahn einer Afterweisheit befangen zu sehen, welche zu wissen sich anmaßt, was unerforschlich ist, und indem sie sich, selbst blind und rathlos, zur Führerin des Lebens aufwirft, die leitenden Genien — Glaube und Hoffnung — von sich stößt, welche dem Menschen, auf seiner Wanderung durch diese Erdennacht, wohlthätig beigesellt wurden.«

»Die mißbilligenden Bemerkungen, welche ich mir über die irreligiösen Paradoxien meines ehemaligen Schulfreundes erlaubte, hatten keine andere Wirkung, als daß sie ihn zurückhaltender in seinen Aeußerungen gegen mich machten; was in Bezug auf seine Geschäftsführung, gegen die ich ebenfalls Manches zu erinnern hatte, schon früher der Fall gewesen war. Seit meiner Zurückkunft hatte er mich in Geschäften nur ein paar Mal zu Rathe gezogen, und da ich

dabei nicht mit seiner Meinung übereinstimmte, es nachher vermieden, solche Gegenstände in meiner Gegenwart zu berühren. Auf das Glück vertrauend, welches seine Unternehmungen bisher so ungemein begünstigt hatte, ward Ernst von Tage zu Tage zuversichtlicher und kühner in seinen, in's Unermeßliche gehenden Spekulationen. Der Kredit, dessen die Anstalt im Allgemeinen genoß, machte es ihm leicht, die Fabrikation weit über das Verhältniß seiner wirklichen Fonds zu vermehren. Die ausgebreiteten Verbindungen, welche seine Thätigkeit überall eingeleitet, erleichterten auf gleiche Weise den Absatz dieser rastlos vervielfältigten Produkte. Seine Gesellschafter, die sich anfangs dieser unbegränzten Ausdehnung der Geschäfte widersetzt hatten, ließen ihn gewähren, als der Erfolg eine außerordentliche Erhöhung ihrer Gewinnsantheile zu versprechen schien. Allein die Gefahr, worin, bei dieser allzukühnen und unvorsichtigen Handlungsweise, das ganze Etablissement fortwährend schwebte, konnte der Wahrnehmung eines aufmerksamen und unparteiischen Beobachters nicht entgehen. Ich erkannte diese Gefahr auf's Deutlichste, und glaubte meine Besorgnisse dem

keck und rasch hinstürmenden Manne um so mehr mittheilen zu müssen, da manche Anzeichen den Ausbruch eines neuen Krieges befürchten ließen, welcher, im Fall einer unglücklichen Wendung, auf die gesammte Industrie nachtheilig einwirken, besonders aber einer so überspannten, schwindelnd emporgetriebenen Unternehmung höchst verderblich werden mußte. Meine Warnung wurde mit anscheinender Dankbarkeit, aber mit dem geheimen Verdachte aufgenommen, daß meine Besorgnisse vielleicht mehr auf mein dargeliehenes Kapital, als auf die Erhaltung einer Anstalt Bezug haben möchten, welche ihr Gründer bereits für hinlänglich befestigt hielt, um Ereignissen jeder Art Trotz zu bieten. Dieser Verdacht, dessen Daseyn ich errieth, ohne es der Mühe werth zu finden, ihn zu beseitigen, vollendete die Mißstimmung, welche zwischen mir und meinem alten Universitätsfreunde entstanden war. Von jetzt an ward der Beistand, den er früher von mir empfangen, ihm zur Last; und jeder Schritt, welchen er that, sich einer für ihn drückend gewordenen Verbindlichkeit zu entziehen, war ein Schritt zu seinem Untergange.«

»Von dieser Zeit an besuchte mich Ernst nur noch, wenn er es Anstands halber thun zu müssen glaubte. Auch seine Frau kam nicht mehr ungeladen zu der meinigen; wie es schien, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes. Dagegen sah man diesen jetzt öfters in der Gesellschaft eines Menschen, dessen Umgang er früher für eine Art von Entwürdigung gehalten haben würde. Es war dieß ein bekannter Agioteur, Falling mit Namen, ein Mensch von zweideutiger Herkunft und schlechten Grundsätzen, der sich seit einigen Jahren hier ansässig gemacht und in kurzer Zeit, durch ein eben so kühnes als glückliches Börsespiel, und durch den schamlosesten Wucher, ein bedeutendes Vermögen aufgehäuft hatte. Ein Landhaus, welches Falling in der Nähe von Ernst's Fabrik ankaufte, machte sie zu Nachbaren. Einem ersten höflichen Besuche von Seiten des Agioteurs, der ein großes Verlangen zeigte, die musterhaften Fabrikeinrichtungen kennen zu lernen, folgten wiederholte Einladungen und neue, stets gleich verbindliche Besuche. Man sah sich gegenseitig auf dem Fuße nachbarlicher Artigkeit, ohne merkbare andere Absichten. Falling schien wirklich

entzückt von dem Verstande und der Thätigkeit seines Nachbars; auf die unbefangenste Weise bot er ihm wiederholt seinen Kredit und seine Kasse an, wenn er irgend Anlaß fände, davon Gebrauch zu machen. Ernst, seiner Seits, fühlte sich durch diese Anbietungen um so mehr geschmeichelt, da er gegenwärtig noch nicht in der Lage war, einer solchen Unterstützung zu bedürfen.«

»Inzwischen waren die alten Zwistigkeiten in Ernst's Kompagnie, auf Veranlassung mehrerer Verluste, welche die Fabrik erlitten, neuerdings ausgebrochen. Sie schienen anhaltender und heftiger als je zuvor. Man sprach bestimmt von der Auflösung der alten, und von der Bildung einer neuen Gesellschaft; auch der Mäkler, der die Geldgeschäfte der Fabrik gewöhnlich besorgte, erzählte mir davon, als von einer sehr wahrscheinlichen Sache. Ich erklärte mich in starken Ausdrücken gegen die Thorheit eines solchen Vorhabens in so bedenklichen Zeitumständen, und sagte dem Manne, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er die Herren, die es beträfe, mit dieser meiner Absicht bekannt machte.«

»Einige Stunden nachher erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß die seit mehreren Tagen viel

besprochene Trennung wirklich erfolgt sey. Ernst, als Uebernehmer der Fabrik, hatte sich anheischig gemacht, seine bisherigen Gesellschafter, mit ihren gesammten Forderungen an eingelegtem Kapital und Gewinnsantheilen, in kurzen Terminen hinaus zu zahlen. Von Falling's Beitritt zu der neuen Firma war nichts bekannt; ja, man versicherte, daß Ernst den Antrag dazu vorläufig abgelehnt habe. Auf solche Weise befand sich eine Unternehmung, worin mehr als eine Million verwendet war, in diesem Augenblicke beinahe ohne allen eigenen Fond. Ich war bestürzt und entrüstet zugleich über einen so unbesonnenen, durch nichts zu rechtfertigenden Schritt. Ohne Zweifel rechnete der Tollkühne darauf, daß es einer gewinnbringenden Anstalt, an deren Spitze er stand, nicht an geldreichen Theilnehmern fehlen werde, und er schmeichelte sich, zur Bildung einer neuen Kompagnie hinlänglich Zeit zu haben. Aber der Krieg war vor der Thür; unglückliche Ereignisse konnten die Stellung des zuversichtlichen Mannes in wenig Tagen eben so gefahrvoll und abhängig machen, als sie ihm jetzt noch sicher und unabhängig schien. Und solchen Wechselfällen

wagte er seine Existenz und das Eigenthum anderer Menschen auszusetzen!«

»Mit diesen Gedanken beschäftigt und noch unentschieden, wie ich mich in dieser Sache selbst benehmen sollte, saß ich in meinem Kabinet, als sich Ernst bei mir melden ließ. Er trat gefaßt ein, doch in einer Spannung, welche die innere Bewegung verrieth, die er vor mir zu verbergen suchte. Ich bezwang mich, so gut ich konnte, indem ich schweigend erwartete, was er mir vorzutragen habe. Er erzählte mit Anstand und in guter Ordnung, was vorgegangen, und führte die Gründe an, wodurch er seinen, wie er behauptete, unvermeidlich gewordenen Schritt rechtfertigen zu können glaubte. Daß er mich nicht früher davon unterrichtet, entschuldigte er nur leichthin, indem er eines Besuches erwähnte, den er mir vor einigen Tagen gemacht habe, ohne mich zu Hause zu treffen. Hierauf legte er mir die Bilanz der Fabrik, so wie seine eigene vor, und ohne abzuwarten, was ich darüber bemerken würde, setzte er hinzu: — obgleich aus dem vorliegenden Ausweis erhelle, daß die Unternehmung, deren einziger Eigenthümer er jetzt sey, so wie er selbst, vollkommen aufrecht

stehe, so sehe er doch ein, daß sich die Lage der Dinge, in Bezug auf seine Gläubiger und namentlich auf mich, durch den Austritt seiner Kompagnons wesentlich verändert habe. Er könne weder verlangen noch erwarten, daß ich nach dem, was er gegen meinen ausdrücklichen Rath gethan, ein so beträchtliches Kapital, als ich ihm persönlich anvertraut, ohne hinlängliche Sicherheit bei ihm werde stehen lassen; er biete sich daher an, meine ganze Forderung sogleich durch eine angemessene Partie von Waaren zu decken, in Betracht der Rückzahlung aber sich genau an die Termine zu halten, die ich ihm vorzuschreiben für gut finden werde.«

»Dieses Anbieten, die offene und zugleich bescheidene Art, womit es gemacht wurde, überraschte mich, und entwaffnete meinen Groll gegen den, mir noch immer werthen Mann. Ich erwog Ernst's und meine Lage; ich dachte an das, was ich meiner eigenen Würde und dem Urtheil der Welt schuldig sey, welche mich in dieser Angelegenheit ohne Zweifel noch strenger beurtheilen würde, als den Unvorsichtigen selbst, den man bisher als meinen Freund und Schützling zu betrachten gewohnt war.«

»Und welchen Eindruck,« erwiederte ich nach einem längeren Stillschweigen, »würde es auf Ihren Kredit machen, wenn man erführe, daß Sie sich genöthigt gesehen, den ältesten Ihrer Handlungsfreunde auf solche Weise sicher zu stellen?« — Ernst zuckte die Achseln. — »Ihr Antrag,« fuhr ich fort, »ist redlich gegen mich; aber es ziemt mir nicht, dem Manne, welchem ich früher ein vielleicht zu unbedingtes Vertrauen bewies, in dem Augenblicke meinen Beistand zu entziehen, wo er in unmittelbarer Gefahr steht, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden.« — »Das fürchte er nicht,« versetzte Ernst mit glühendem Gesichte. — »Es wird gewiß geschehen,« antwortete ich bestimmt, »wenn Ihr persönlicher Kredit in diesem Zeitpunkte durch einen solchen Vorgang erschüttert wird. — Genug! ich will jetzt weder sicher gestellt noch bezahlt werden. Suchen Sie vor Allem Ihre Fonds-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wenn Ihre Stellung erst wieder mehr befestigt ist, mögen Sie immerhin thun, was Ihnen gut däucht, um sich einer Verbindlichkeit zu entledigen, welche Ihnen — ohne meine Schuld, wie ich mir bewußt bin, — drückend geworden.« — Damit

stand ich auf, und Ernst ebenfalls. Er wollte reden, vermochte es aber nicht. Beschämung, Dankbarkeit und Stolz schienen in seinem Inneren zu kämpfen; mit einem durchdringenden, halb finsteren, halb gerührten Blicke sah er mich eine Weile an, verneigte sich dann und verließ mein Zimmer.«

Norberg hielt in seiner Erzählung inne und stand auf, um nach dem Himmel zu sehen, an welchem von mehreren Seiten Gewitterwolken aufstiegen. »Das Wetter,« sagte er, »zieht sich über uns zusammen, wie damals über dem armen Ernst. Ich sah dieß fast so deutlich als jetzt; aber eine gewisse Empfindlichkeit über die stolze Zurückhaltung meines Schulfreundes hinderte mich, meine ganze Pflicht gegen ihn und gegen mich selbst zu thun. Im Grunde war meine großmüthige Weigerung, seinen Vorschlag anzunehmen, wenig mehr als ein Triumph der Eitelkeit. Hätte ich mich damals, wie ich konnte und sollte, des eigenwilligen Mannes bemächtigt, und es der Mühe werth gefunden, sein

Freund zu seyn, anstatt mit vornehmer Miene den Wohlthäter gegen ihn zu spielen; es wäre nicht schwer gewesen, den Unglücklichen auf den rechten Weg zurück zu führen und ihn von dem Verderben zu retten, dem er entgegen eilte.«

Elisa war ebenfalls aufgestanden, um nach dem Wetter zu sehen. Sie lud uns ein, auf einen etwas höheren Standpunkt zu gehen, wo wir das prächtige Schauspiel des herannahenden Gewitters besser beobachten und nöthigen Falls in der ganz nahen Schweizerhütte dagegen Schutz finden könnten. Wir folgten ihr dahin, und nachdem wir uns wieder gesetzt hatten, fuhr Norberg folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

»Fünf oder sechs Tage nach jenem verhängnißvollen Besuche Ernst's verbreitete sich auf der Börse die nicht zu bezweifelnde Nachricht, daß der Krieg erklärt, und die Feindseligkeiten vermuthlich schon ausgebrochen seyen. Die Geschäfte stockten auf der Stelle. Das bare Geld verschwand; für die besten Papiere gab es keine

Käufer. Ich bemerkte Ernst im Gedränge, sich von einem Mäkler zum andern wendend; ein Achselzucken war die Antwort, die er von jedem erhielt. Er schien sehr bestürzt, und ungewiß, ob er bleiben oder gehen sollte. Offenbar befand er sich bereits in der dringendsten Verlegenheit, und wußte keinen Rath, seinen nächsten Bedürfnissen abzuhelfen. — Als ich von der Börse herabging, sah ich ihn in einer Ecke der Vorhalle bei Falling stehen, dem er sein Anliegen in leidenschaftlicher Hast vorzutragen schien. Der kaltblütige Börsemann hörte ihm mit großem Phlegma zu und durchlief mit blinzelnden Augen ein Papier, das ihm Ernst überreicht hatte. Ich blieb einige Augenblicke stehen, die Gruppe zu beobachten. In dem lauernden Gesichte des Wucherers stieg ein selbstzufriedenes Lächeln auf, das einen gefaßten Entschluß anzudeuten schien. Er legte vertraulich die Hand auf seines Nachbars Schulter und schielte ihn mit einer wahren Mephistopheles-Miene an, als wollte er für den Dienst, der von ihm verlangt wurde, Leib und Seele zugleich in Beschlag nehmen. Ernst erblickte mich jetzt, und zog verlegen seinen Hut; auch Falling grüßte mich mit grinsender Höflich-

keit. Ich dankte beiden ziemlich trocken, indem ich mich vergebens bemühte, der widrig gemischten Empfindung von Mitleid und Abscheu Herr zu werden, womit mich der Anblick einer Gemeinschaft erfüllte, in welcher ich bereits das ganze künftige Geschick meines übel berathenen Schulfreundes voraus zu sehen glaubte.«

»Mehrere Stafetten, die zu Hause meiner warteten, überbrachten mir Handlungsberichte verschiedener und dringender Art, wodurch meine Aufmerksamkeit anderen Gegenständen zugewendet wurde. Der wirklich erfolgte Anfang des Krieges setzte die kaufmännische Welt allenthalben in außerordentliche Bewegung. Die Interessen meines Hauses und wichtiger Handlungsfreunde erheischten meine ungetheilte und thätigste Vorsorge. So vergingen in einem Gewühl von Geschäften zehn bis vierzehn Tage, während welcher ich Ernst und dessen Angelegenheiten beinahe ganz aus den Augen verlor. — Die Kriegsbegebenheiten nahmen schnell eine entscheidende, überaus unglückliche Wendung. Eine große Schlacht war verloren, und mit ihr die ganze Hoffnung des Feldzuges. Unsere Armee schien aufgelös't; der Feind hatte die Grän-

zen bereits überschritten, und Alles zeigte an, daß sich seinem Vordringen kein bedeutendes Hinderniß entgegenstellen würde. In der That war die Residenz selbst sehr bald im Besitz des feindlichen Heeres.«

»Nach einigen Tagen des Schreckens fingen die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens wieder an, nothdürftig ihren Gang zu gehen. Doch Alles ließ eine längere Dauer des Krieges und der Drangsale voraussehen, die damit verbunden waren. Der Druck und die Verwirrung unter Fabrikanten und Kaufleuten stiegen in kurzer Zeit auf's Aeußerste. Die Bankerotte waren an der Tagesordnung; nur wenige der älteren und ganz soliden Häuser blieben unerschüttert.«

»Zu meinem und aller Welt Erstaunen hielt sich Ernst in diesem Sturme aufrecht. Unstreitig war es seine Verbindung mit dem reichen Geldmanne Falling, welche ihm die Mittel dazu gab. Aber Niemand begriff die Art dieser Verbindung, und die förmliche Associirung der beiden Nachbarn, von der die Rede ging, fand wenig Glauben. Indessen war in der Lebensweise, und, wie es schien, sogar in der Denkart

des Agioteurs seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der wüste Großstädter wurde auf ein Mal ein Freund des Landlebens; das Interesse, das er an den Fabriksarbeiten nahm, überwog selbst seine Anhänglichkeit an die Börse. Er verweilte halbe Tage lang in dem Hause seines Nachbars, und kam jetzt auch häufig, wenn dieser abwesend war. Endlich glaubte man wahrzunehmen, daß Falling's Augenmerk bei diesen Besuchen weniger auf die Geschäfte seines ehrlichen Nachbars, als auf dessen schöne Frau gerichtet sey, und die Lästersucht ermangelte nicht, die lange bezweifelte neue Kompagnie, in einem gewissen bedenklichen Sinne, als schon abgeschlossen anzukündigen.«

»Wie ich den Charakter meines alten Schulfreundes und seiner Gattin kannte, war ich überzeugt, daß sie, welches auch Falling's Absichten und Umtriebe seyn möchten, an solchen Schändlichkeiten keinen Theil, ja schwerlich eine Ahnung davon haben könnten. Der Ausgang, welchen die Sache nahm, bestätigte meine Vermuthung. Der Agioteur brach plötzlich, in sehr übler Laune, allen Umgang mit seinem Nach-

bar und dessen Frau — der spröden Närrin — ab, wie er sie jetzt ohne Scheu nannte. Seine galante Zudringlichkeit, die man lange nicht recht verstanden, und für unschuldige Geckerei gehalten hatte, war endlich deutlich und unverschämt geworden. Sie wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Das machte den Elenden wüthend vor Bosheit und Rachsucht. Er selbst war jetzt der erste, das Geheimniß der verderblichen Kreditsverbindung aufzudecken, welche zwischen ihm und seinem Nachbar bestand. Die Waarenmagazine der Fabrik waren dem Wucherer verpfändet, zur Deckung der geheimen Vorschüsse, die er geleistet, und der Acceptationen und Bürgschaften, zu welchen er sich verbindlich gemacht hatte. Das Uebereinkommen war auf bestimmte Zeit festgesetzt, und dem Rechte nach für beide Theile gleich verpflichtend. Aber Falling's Arglist hatte sich zum Meister des Vertrages gemacht; es stand in seiner Gewalt, seinen Mitkontrahenten durch die bloße Verweigerung seiner Unterschrift augenblicklich zu stürzen. Falling fing damit an, die vertragsmäßigen Leistungen, die ihm oblagen, auf alle nur mögliche Weise zu erschweren. Er spielte

den Beleidigten gegen Ernst, und vermied geflissentlich, selbst auf der Börse, mit ihm Worte zu wechseln; die Geschäfte, welche noch zwischen ihnen Statt hatten, ließ er von seinen Kommis besorgen, sprach dabei gegen Jedermann sehr zweifelhaft von der längeren Dauer derselben, und erklärte auf's Bestimmteste, daß es ihm nie eingefallen sey, sich mit einem Manne ohne Vermögen, Kredit und kaufmännische Konduite in eine nähere Verbindung einzulassen.«

»Je frecher Falling seine Absicht an den Tag legte, den hart bedrängten Ernst zu Grunde zu richten, um so weniger verfehlte sie ihre Wirkung. Der Rest des persönlichen Kredits, welchen dieser noch gehabt hatte, war vernichtet, seitdem man wußte, von welcher Art das Verhältniß sey, worin er mit Falling stand. Man kannte die rücksichtslose Härte des Agioteurs in solchen Umständen, und berechnete die Dauer eines kaufmännischen Lebens, das sich in seinen Händen befand, nach dem Betragen, welches er gegen sein Schlachtopfer beobachtete. Wenn er sich anschickte, seine Beute fahren zu lassen, so schloß man, daß sie rein aufgezehrt, und die Ueberbleibsel nicht des Aufhebens werth seyen.«

»Ich erfuhr durch das allgemeine Gerücht diese Lage der Dinge, und konnte nicht umhin, wahres Mitleiden mit meinem alten Schulfreunde zu haben. Empfindlicher konnte dieser stolze, unlenksame Geist nicht bestraft werden, als daß er sich, durch seine eigene Unvorsichtigkeit, der Willkühr eines Elenden Preis gegeben sah, den er eben so sehr verachtete, als er ihn zu fürchten Ursache hatte. Indessen schien Ernst entschlossen, den Kampf mit Falling's Arglist und Niederträchtigkeit eben so beharrlich zu bestehen, als er bisher den Unfällen der Zeit und den Schlägen des Schicksals Trotz geboten hatte. Mit einer Anstrengung ohne Gleichen, und unter immerwährenden Zänkereien mit Falling's Handlungsbedienten und Helfershelfern, hielt er den morschen Bau seines Kredits noch durch mehrere Wochen aufrecht. Ich begegnete ihm unter diesen Umständen auf der Börse, die er jetzt seltener besuchte, und erschrak über sein Aussehen. Seine Wangen und Augen waren eingefallen, die Gesichtsfarbe gelb und krankhaft, der Nacken gegen seine Gewohnheit vorhängend. Er blickte scheu und finster um sich, und schien Jemand zu suchen. Endlich ward er Falling's

ersten Kommis gewahr, und ging hastig auf ihn zu. Sie sprachen ziemlich lange, zuletzt sehr heftig mit einander. Als ich an ihnen vorbeiging, traf Ernst's funkelndes Auge von ungefähr auf mich. Er stockte, und eine dunkle Gluthröthe ergoß sich über sein Gesicht. Noch ein Mal suchte er den gesenkten Blick zu mir zu erheben, aber er mußte ihn wieder zu Boden schlagen. Da warf er sich mit einer Bewegung des Stolzes in die Brust, und nachdem er dem Handlungsbedienten noch einige barsche Worte gesagt hatte, verließ er eilig den Saal.«

»Als ich von dieser stummen, aber bedeutungsvollen Begegnung nach Hause kam, erzählte mir Elisa, daß sie eben einen Besuch von Ernst's Gattin gehabt habe. Die arme Frau schien von einer unbestimmten traurigen Ahnung in die Stadt getrieben und in unser Haus geführt worden zu seyn, um Hülfe gegen ein Unglück zu suchen, das sie voraus empfand, ohne sagen zu können, worin es bestehen, und wie es abzuwenden seyn würde. Die ökonomische Verwickelung ihres Mannes war ihr wenig bekannt; auch erwähnte sie deren nicht: dagegen sprach sie in seltsamen, dunkeln Ausdrücken von

dem verlorenen Zustande seiner Seele, woraus ihn nur ein Wunder zu befreien vermöge. Dennoch schien sie von meiner Freundschaft und Großmuth Hülfe zu erwarten; aber sie zweifelte, ob ich das Unheil werde verhindern können, welches sie am meisten zu fürchten habe. Am Ende bat sie meine Frau in den rührendsten Ausdrücken, ihr die Ungelegenheit, die sie ihr verursachte, und ihre verworrenen Reden zu verzeihen: allein sie habe es nicht unterlassen können, diesen Besuch zu machen, trotz dem Verbot ihres Mannes, der ihr eine solche Schwäche, wie er es nenne, nie verzeihen würde.«

»Alles, was ich seit einigen Tagen sah und hörte, vermehrte meine Theilnahme an Ernst's traurigem Schicksale. Ich fing an, mir selbst einen Theil der Fehler und des Unglückes beizumessen, worin der unvorsichtige Mann verfallen war. Noch jetzt schien es meine Pflicht, einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Der Zeitpunkt war entscheidend, nicht nur für Ernst's äußere Lage, sondern auch für seinen Charakter und Gemüthszustand, die nicht weniger einer gründlichen Verbesserung bedurften, und nun

vielleicht für immer von den, ihnen anhängenden Gebrechen geheilt werden konnten.«

»In dieser Stimmung traf mich mein Rechtsfreund, Doktor M., der meine Verhältnisse mit Ernst, und diesen selbst, genau kannte. Des Doktors erstes Wort, als er eintrat, war die verzweifelte Lage unsers gemeinschaftlichen Jugendfreundes. Er machte mir, nach seiner gutmüthig polternden Art, herbe Vorwürfe über meine unverzeihliche Fahrlässigkeit in dieser Sache. Schon längst habe er mir gerathen, wegen meiner Forderung an Ernst, die nun offenbar in hohem Grade gefährdet sei, die nöthige Vorsicht zu treffen. Meine übelverstandene Delikatesse habe mich schon ein Mal um die mir angebotene Sicherheit gebracht, was zu Ernst's eigenem größten Nachtheil ausgeschlagen sey, und ihn dem schurkischen Falling in das Netz gejagt habe. Jetzt sei die letzte Zeit, das Versäumte einzubringen, und er fordere mich auf, dieß auf der Stelle zu thun, wäre es auch nur um des Schuldners und der übrigen rechtlichen Gläubiger willen. Die Fabriksgebäude seyen noch unbelastet; er habe ohnehin ein Geschäft bei der Herrschaft, und biete sich an, meine Forderung

in dem Grundbuche daselbst ungesäumt intabuliren zu lassen. Auf solche Weise werde ich, außer meiner eigenen Sicherheit, zugleich das nöthige Uebergewicht unter den übrigen Kreditoren erhalten, und es werde in meiner Macht stehen, nach den Umständen zu thun, was ich für das Beste des Schuldners und der Masse am zuträglichsten finde.«

»Die Gründe meines Rechtsfreundes waren so überzeugend, sein Eifer, mir zu dienen, so unverkennbar, seine Gesinnungen für Ernst selbst so wohlmeinend, daß ich seinem Andringen nachgab, und ihm die Vollmacht ertheilte, sogleich am folgenden Tage alle gerichtlichen Vorkehrungen in meinem Namen zu treffen. Ich erklärte dabei, daß ich das hypothekarische Vorrecht, welches ich in Anspruch nahm, weniger zu meinem eigenen Vortheil, als zum Besten Ernst's und der Gesammtheit seiner Gläubiger, zu benutzen gedächte. Wenn die Unternehmung aufrecht erhalten werden könnte, war ich entschlossen, von meinem bisherigen System abzugehen, und der Fabrik mit einem angemessenen Fonds als öffentlicher Gesellschafter beizutreten. Wenn dieß unmöglich, und die Anstalt nicht mehr zu retten

wäre, wollte ich wenigstens nichts unversucht lassen, um eine, für alle Betheiligten möglichst vortheilhafte Ausgleichung zu Stande zu bringen. Mit diesen Absichten dachte ich Ernst selbst bekannt zu machen, sobald meine alte Forderung sicher gestellt, und ich in der Lage seyn würde, eine entscheidende Sprache gegen den Schuldner sowohl, als die übrigen Gläubiger, zu führen. — Mein Freund M. billigte dieß Alles höchlich, und verließ mich, sehr zufrieden mit mir und mit sich selbst, indem er mir Glück wünschte, einen Entschluß gefaßt zu haben, der, seiner Meinung nach, nur die ersprießlichsten Folgen haben konnte.«

Das Gewitter hatte sich indessen dunkeldrohend über unsere Häupter gelagert. Ein mächtiger Blitzstrahl durchzuckte in diesem Augenblick die düsteren Wolkenmassen; die drückend schwüle Luft fing an bewegt zu werden, und einzelne große Wassertropfen fielen auf die glühende Erde. Norberg schwieg, und wir Alle staunten einige Sekunden den aufgeregten Himmel an. Da

schlängelte sich ein zweiter Blitz durch die Luft. Wir mußten eilen, die Schweizerhütte zu erreichen, eh' unter gewaltigem Donnergerolle der Regen herabgoß.

»Erquickend,« sagte Elisa, indem sie, unter dem schützenden Vorsprung der Hütte stehend, den erfrischten Luftstrom in langen Zügen einsog. Sie hatte Norberg's Arm gefaßt, und lehnte sich liebkosend an ihn, da er, in seine Gedanken vertieft, trüb und gleichgültig in das Wetter hinaus sah. »Die Erinnerung an jene Tage der Unruhe und des Schreckens,« hob sie nach einer Weile an, »hat noch immer eine große Gewalt über den heitern, starken Geist unsers Freundes. Er vermied bisher, selbst mit mir, von manchen Umständen zu reden. Doch waren es nur Züge seines Edelmuthes, die er uns zu verbergen hatte.«

»Sage, seines kurzsichtigen Eigendünkels,« erwiederte Norberg, »und Du sprichst die Wahrheit. — An demselben Tage, an welchem mein kluger Rettungsplan in Erfüllung zu gehen anfing, war Ernst's Fall entschieden, und zwei Nächte später trieb ihn die Verzweiflung in den Tod und zum Wahnsinn. Schon am Morgen

jenes Tages — es war eben Sonnabend, — verbreitete sich das Gerücht, daß Ernst seine Zahlungen sogleich einstellen müsse, weil Falling und dessen auswärtige Freunde ihm plötzlich den Kredit verweigert hätten, und alle seine Wechsel mit Protest zurückgekommen wären. Die Nachrichten auf der Börse bestätigten die zuletzt erwähnten Umstände. Man sprach von einem furchtbaren Auftritt zwischen Ernst und dem Agioteur, in Folge dessen der letztere eiligst auf ein entferntes Landgut abgereist sey. Uebrigens setzte die Fabrik die Zahlungen des Tages fort; die Inhaber der mit Protest zurückgekommenen Tratten wurden auf den künftigen Montag bestellt, wo sie bezahlt werden sollten. Gegen Abend sah man Ernst selbst, in derselben Richtung, welche Falling genommen, aus der Stadt fahren. Man sagte, daß er sich mit Waffen versehen, und geschworen habe, sich Geld zu den bevorstehenden Zahlungen zu verschaffen, und wenn er es dem Teufel in Person um den Preis seiner Seele abnöthigen müßte.«

»Der Sonntag verging, ohne daß man von Ernst oder Falling weiter etwas hörte. Mit Ungeduld erwartete ich meinen Rechtsfreund, der

endlich Abends von seiner Landfahrt zurückkam. Er brachte mir mit triumphirender Miene den Ausweis von der vollzogenen Intabulirung meines Darleihens, denn er hatte bereits erfahren, daß es inzwischen mit Ernst's Angelegenheiten zum Aeußersten gekommen war. Seiner Meinung nach war dieß nothwendig; jetzt erst, behauptete er, werde der gebeugte Stolz unsers Jugendfreundes sich den Anordnungen fügen, welche zu seiner Rettung getroffen werden müßten. Ernst's abenteuerlichen Zug wider Falling belachte der Doktor; er wollte wissen, daß der Agioteur sich in vollkommener Sicherheit befinde, und Ernst unverrichteter Dinge zurückkehren werde. — Es gelang meinem Freunde, mich nach und nach zu seinen Ansichten zu stimmen. Andere Beschäftigungen und die Zerstreuungen der Gesellschaft verscheuchten vollends die Besorgnisse, die in mir aufgestiegen waren; ich sah ziemlich gleichgültig den Ereignissen des folgenden Tages entgegen, welche in jedem Fall entscheidend seyn mußten.«

»Montags früh, gegen zehn Uhr, meldete man mir mit einer gewissen Verlegenheit, daß in Ernst's Niederlage große Unruhe und Bestürzung

herrschten, und daß sehr seltsame, zum Theil widersprechende Nachrichten von schrecklichen Begebenheiten in Umlauf wären, die sich auf der Fabrik zugetragen haben sollten. Nach Einigen habe sich Ernst in den Strudel des großen Wasserwerkes der Fabrik gestürzt und sey todt, nach Anderen lebe er zwar noch, doch ohne Hoffnung des Aufkommens, so wie seine Frau und sein kleiner Sohn, zu denen ein Arzt aus der Stadt berufen worden. Es seyen Spuren vorhanden, daß der Unglückliche sich selbst und seine Familie mit Blausäure vergiftet habe. — Ich war erstarrt vor Entsetzen, suchte mich aber durch den Gedanken zu ermannen, daß dieser verworrene Bericht unmöglich wahr seyn könne. Da überreichte man mir einen Brief, mit der Aufschrift von Ernst's Hand: »Dem Herrn von Norberg nach meinem Tode zuzustellen.«

»In dem Briefe gestand Ernst sein früheres Unrecht gegen mich, verhehlte aber nicht, daß er eine Art von Befriedigung darin finde, durch den letzten Schritt, welchen ich ohne sein Vorwissen zur Sicherstellung meines Interesses gethan, der einzigen Verbindlichkeit enthoben zu seyn, die ihm wahrhaft drückend gewesen. Er

gehe aus der Welt, mit der kalten und ruhigen Ueberzeugung, daß er keinen Freund darin zurücklasse. Bis noch vor kurzer Zeit habe er sich mit dem Gedanken getragen, sein Weib und sein Kind im Fall seines Todes meinem Edelmuthe zu empfehlen; jetzt erspare ihm eine neue Erfahrung diese unnütze Demüthigung. Derselbe Tod, der ihn von der Last und Mühe des Lebens befreie, werde auch dem Elend der Seinigen ein Ende machen. Gleichwol habe er noch einen Wunsch, dessen Erfüllung er lieber von mir, als von jedem Andern erlangte. Dieß sey die Bestrafung des Niederträchtigen, in dessen Hände er, vielleicht nach einer gerechten Fügung des Schicksals, gefallen sey, weil er aus allzuregem Selbstgefühl es verschmäht habe, von irgend einem Menschen abzuhängen. Falling's Betragen gegen ihn sey eine Kette von Schandthaten, die eine noch schärfere Ahnung verdienen, als die öffentliche Verachtung allein. Dazu fordere er mich im Namen seines hingeopferten Weibes und Sohnes auf, welche er lieber todt, als dem Mangel und der Schande ausgesetzt habe sehen wollen.« —

Norberg schwieg abermals, nicht weniger von seinen Erinnerungen, als von dem gewaltsamen Ausbruch des Ungewitters gestört, das sich jetzt mit ununterbrochenen Blitzen und Donnerschlägen, und in einem unermeßlichen Wasserstrome entlud. Wir mußten in das Innere der Hütte treten, um vor dem heftigen Anfall des Sturmes und des Regens geschützt zu seyn.

Das erste, was uns dort in die Augen fiel, waren die zwei Zeichnungen aus Ernst's Geschichte. Sie stellten zwei Momente der Katastrophe dar, und waren besonders in Hinsicht der Architektur und Beleuchtung meisterhaft ausgeführt. — »Diese gespenstische Gestalt,« sagte Doktor G., der eine der Zeichnungen aufmerksam betrachtete, »welche hier über den halb erleuchteten Korridor hinweghuscht, ist wol Ihr unglücklicher Freund? Das Unheimliche der Geschichte ist von dem Künstler glücklich angedeutet; man glaubt eine Scene aus einem Roman der Radcliffe oder des Maturin zu erblicken.«

»Mich zieht dieses gemüthliche Familienstück mehr an,« sagte Palmer, vor dem anderen Bilde stehend; »ich glaube hier den versöhnenden Ausgang zu sehen, und das Entzücken einer

frommen Seele, die den verloren gewähnten Gatten wieder in ihre treuen Arme schließt.«

»Greifen wir dem Ausgange nicht vor,« erwiederte Doktor G.; »es scheint, wir haben den Wendepunkt dieser häuslichen Tragödie noch nicht erreicht.«

»Das Gräßlichste davon,« fuhr Norberg fort, »haben Sie wenigstens gehört: Ernst's Vorhaben nämlich, sich selbst, sein Weib und seinen Sohn zugleich zu tödten, eine Gräuelthat, mit welcher der Unglückliche einige Stunden lang wirklich umging, wie sein Brief an mich und mehrere Umstände nur allzudeutlich bewiesen. — Was ich von der Veranlassung, dem Zusammenhange und den Folgen dieses entsetzlichen Vorhabens erfuhr, ist mir zu erzählen übrig.«

»Schon seit mehreren Wochen täuschte sich Ernst über seine ökonomische Lage nicht mehr. Sein Bruch mit Falling, die nachtheilige Stellung, worin er sich gegen diesen befand, die gänzliche Vernichtung seines eigenen Kredits, Alles verkündigte ihm seinen unvermeidlichen, nahen Untergang. Noch hielt der Werth seiner Aktiven der Schuldenmasse ungefähr das Gleichgewicht; doch Alles war verloren, wenn die ver-

wickelte Maschine zusammenstürzte. Im Fall eines Bruches sank der Werth der Aktiven vielleicht um ein Drittheil, und der Verlust der Gläubiger war im Fortgange eines Konkurses kaum zu berechnen. In einem wahrhaft fieberischen Zustande, aber mit voller Klarheit des Bewußtseyns, setzte er indeß rastlos seine Bemühungen fort, dem immer stärkeren Andrang der auf ihn einstürmenden Zahlungsforderungen zu widerstehen. Er sah die zunehmende Wahrscheinlichkeit, diesen Anforderungen nicht mehr genügen zu können, und er schauderte davor; denn er war entschlossen, dieses Aeußerste nicht zu überleben.«

»Eine Art von Tagebuch, welches man unter Ernst's Papieren gefunden, stellte diesen inneren Kampf seines Gemüthes auf eine anschauliche Weise dar. Man sah die Bedrängniß des armen Mannes von Tag zu Tage höher steigen, und die finstere Ueberzeugung sich seiner immer mehr bemächtigen, daß aus diesem Labyrinthe kein Ausweg für ihn sey, als der Tod. Dabei enthielten diese Blätter eine fortlaufende Rechtfertigung seiner kaufmännischen Grundsätze und seiner Geschäftsführung, die er als untadelhaft

und folgerecht vertheidigte, mit alleiniger Ausnahme seiner Verbindung mit Falling, zu welcher ihn der Drang der Umstände verleitet habe. Alle seine Unfälle schrieb er dem treulosen Glücke zu, und fremder Schwäche oder Thorheit. Seine Unternehmung erklärte er für aufrecht, wenn die, von Falling widerrechtlich zurückgehaltenen, Pfänder zur Masse gezogen, und das Fabriksvermögen nicht unter dem Werthe verschleudert würde. Er rieth daher seinen Gläubigern, die Geschäfte, ihres eigenen Vortheils wegen, wenigstens bis zur erfolgten Liquidirung, auf gemeinschaftliche Rechnung fortzusetzen. Zu diesem Zwecke empfahl er ihnen seine Leute, deren Dienste der Masse so nützlich seyn würden, als sie es ihm gewesen.«

»In den letzten Tagen schien Ernst durch diese Ansichten wieder zu einiger Gemüthsruhe gelangt zu seyn. Er ging mit dem Entschlusse um, seinen Gläubigern einen kurzen Zahlungsstillstand vorzuschlagen, während dessen eine Ausgleichung versucht werden sollte. Sein Augenmerk und seine Hoffnung waren dabei vornehmlich auf mich gerichtet, wie mehrere Stellen seines Tagebuches bewiesen, worin er meiner mit

Achtung und mit dem herzlichen Bedauern erwähnte, sich jemals von mir entfernt zu haben. Eine dieser Stellen in den Selbstbekenntnissen des unglücklichen Mannes, hatte etwas besonders Rührendes. Er hatte die Rechnungen vollendet, die er seinen Gläubigern vorlegen wollte. Sein Entschluß war gefaßt, und seine Aussicht nicht hoffnungslos; er dachte arm, aber mit unverletzter bürgerlicher Ehre von seinem Besitzthume zu scheiden.«

»Da schreckte ihn Falling's wortbrüchige Bosheit plötzlich aus seiner vorübergehenden Selbstberuhigung auf. Er sah die Nothwendigkeit, seine Zahlungen augenblicklich einstellen zu müssen, und fürchtete das Schlimmste von dem gerichtlichen Verfahren, worauf es der Wucherer angelegt hatte. Falling's arglistige Entweichung versetzte ihn in Wuth. Die gewaltsamsten Entschließungen scheinen von dieser Zeit an in seiner Seele gewechselt zu haben. Als er, wie mein Freund M. richtig vorausgesehen, die Spur des Flüchtlings verlor, und die Hoffnung, ihn zu erreichen, aufgeben mußte, wollte er erst in die Stadt zurückkehren, befahl aber dann dem Kutscher, den Weg nach der Fabrik einzuschlagen;

und die müden Pferde anzutreiben, denn er müsse noch auf das Amt. In der Nähe seines Hauses begegnete er dem Gerichtshalter. Von diesem erfuhr er, daß mein Advokat auf dem Amte gewesen, und welches Geschäft ihn dahin geführt habe. Ernst schien ganz außer sich vor Erstaunen und Bestürzung. Er verließ den Gerichtshalter, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Verstört und düster kam er im Hause an, wies seine Frau und den Knaben, die ihn bei'm Aussteigen bewillkommten, mit Härte zurück, und verschloß sich in sein Arbeitszimmer, wo er eine Stunde lang allein blieb und zu schreiben schien. Als es dunkel zu werden anfing, hörte man ihn eine Weile mit starken Schritten auf und ab gehen, und mit sich selbst reden. Endlich verlangte er Licht, und ließ seiner Frau sagen, daß sie ihm eine Kräutersuppe — sein Lieblingsgericht — bereiten und gegen zehn Uhr mit dem Kinde zu ihm kommen solle, um die Suppe in seiner Gesellschaft zu essen. Dann schrieb er wieder, wahrscheinlich den Brief an mich, auch noch an seinem Tagebuche, dessen letzte Stellen mit furchtbarem Kaltsinn die Ueberzeugung aussprachen: er weihe sich und die Seinigen der

Vernichtung, und werde in dem ruhigen Schlafe des Todes durch keine Träume gestört werden.«

»Als die Magd das Essen brachte und auf den Tisch setzte, bemerkte sie, daß ihr Herr, der todtenbleich an dem Schreibpulte stand, ein Fläschchen in der Hand hielt, das er zu verbergen suchte. In verdrießlichem Tone befahl er ihr, zu gehen und die Frau mit dem Knaben zu rufen. Aber plötzlich schien ihn eine ungeheuere Angst zu befallen; er stürzte aus dem Zimmer und rannte an der Magd vorbei, durch den langen Korridor des Wohngebäudes, über die Treppe, welche zu dem großen Wasserwerke führt. Dort sah ihn ein junger Arbeiter, der eben bei der Schleuse beschäftigt war, wenige Schritte hinter den großen Schaufelrädern, sich in's Wasser stürzen. Durch einen außerordentlichen Glücksfall war die Schleuse, wodurch das Räderwerk gesperrt werden konnte, des hohen Wasserstandes wegen, zur Hälfte herabgelassen. Dieß hielt den Körper, nachdem er ein Mal aufgetaucht, einige Augenblicke zurück, und es gelang dem jungen Menschen, seinen Herrn, wiewol stark beschädigt und ganz besinnungslos, aus dem schrecklichen Wasserschlunde zu ziehen.« —

»Ich war, nachdem ich mich von dem ersten Schreck ein wenig erholt hatte, auf die Fabrik geeilt, um die wahren Umstände der grauenvollen Begebenheit zu erfahren und Hülfe zu leisten, wo ich irgend konnte. Der Arzt, den man aus der Stadt berufen hatte, war schon seit einigen Stunden hier, und vereinigte seine Beobachtungen mit denen des Ortsphysikus und des Pfarrers, welche den Verunglückten bald nach der That gesehen und seitdem beinahe ohne Unterbrechung in seiner Nähe geblieben waren. Beide beschrieben die ersten Aeußerungen des zurückkehrenden Bewußtseyns nach dem todähnlichen Schlummer, worin Ernst eine Zeitlang gelegen, als höchst seltsam und grausenhaft. Er schien entsetzt über das Gefühl seines Daseyns, und über das, was um ihn vorging. Dabei war sein Körper ganz steif und unbeweglich; nur seine Blicke schweiften unstät und starr zugleich umher. Lippen und Zähne blieben hart verschlossen; man mußte die Mundsperre anlegen, um ihm Arzenei einzuflößen. Der Ortsphysikus hatte geglaubt, ihm zur Aufregung der gesunkenen Lebenskräfte eine Mischung von Laudanum und Moschus verordnen zu müssen. Diese stark er-

regenden Mittel schienen dem inneren Spiele seiner Phantasien einen gewaltsamen Schwung zu geben. Er fing an zu reden, und verrieth nach und nach, was die Tiefen seines beängstigten Gemüthes bewegte.«

»Er bildete sich ein, gestorben und ein verdammter Geist zu seyn, der zur Strafe seines Unglaubens und seiner Missethaten in eine Welt von Larven versetzt worden, derjenigen ähnlich, welcher er sich eigenmächtig entzogen hatte. Alles, was ihn umgab, erschien ihm als eine bloße Verkleidung der Geisterwelt, die er sonst geleugnet, und deren furchtbare Wirklichkeit ihm, mit der Ueberzeugung von der Fortdauer seines Ichs nach dem Tode, offenbar geworden. In den bekannten Gestalten, die sich ihm näherten, glaubte er Dämonen zu sehen, welchen die Vollziehung seiner Strafe aufgetragen war. Der Arzt, der Geistliche, seine Bedienten, selbst sein alter Freund, der Fabriksinspektor, waren nicht davon ausgenommen. Er betrachtete ihre Gesichtszüge mit Scheu und ängstlicher Anstrengung, als ob er die Zeichen ihrer dämonischen Natur darin zu entdecken suche; der vertraute Ton ihrer Stimme schien ihn durch einen frem-

den Beiklang zu schrecken. Der Anblick des Pfarrers besonders, mit dem er sich zuweilen einen unfeinen Scherz erlaubt, machte sichtbar einen tiefen, furchterregenden Eindruck auf ihn, welcher durch die Worte des Trostes und der Erbauung, die der Geistliche an ihn richtete, eher verstärkt als gemildert wurde. Es war, als ob der Unglückliche in dem Boten des Friedens, dessen Amt er ehemals verspottet, jetzt den Verkündiger seines Verdammungsurtheiles erkennte, und als wenn die Worte des Heils, die er vernahm, sich für ihn in donnernde Aussprüche des erzürnten Richters verwandelten. Der Wahnsinn der Leidenschaften, welche ihn verblendet, und bis zum Selbstmord getrieben hatten, war verschwunden, als hätte der Tod wirklich die Bande des unsterblichen Geistes gelöst. Er klagte sich selbst mit der größten Strenge an, nicht bloß über die verbrecherischen Vorsätze und Handlungen der letzten Tage, sondern über alle die verkehrten Schritte, welche seinen Untergang herbeigeführt hatten, und als deren einzige Triebfeder er jetzt seinen eigenen gränzenlosen Stolz erkannte. Dagegen entschuldigte er das Betragen seiner ehemaligen Gesellschafter gegen ihn,

und auch das meinige, obwol er dieses noch in einem ganz falschen Lichte sah. Laut verkündigte er die Gerechtigkeit der Strafe, die, wie er wähnte, für eine Dauer ohne Ende über ihn verhängt worden, und deren herbeste Pein in der ewigen Betrachtung seiner Schuld und ihrer nicht mehr zu ändernden Folgen bestand.«

»Ernst's Tagebuch, welches die Aerzte vor sich hatten, gab hinlänglichen Aufschluß über den Ursprung dieser nachsichtslosen Selbstverurtheilung, so wie über die letzten schrecklichen Vorsätze des Unglücklichen. Vertieft in den finstern Wahn, daß mit diesem Leben Alles geendigt sey, hatte er, nachdem er sich ohne Rettung verloren, und auch von mir getäuscht und verlassen glaubte, mit einer Art von Besonnenheit die Anstalten zu der gräuelvollen Mahlzeit getroffen, welche ihn und die Seinigen aus der Welt schaffen sollte. Aber die Angst des Gewissens, wahrscheinlich auch eine Regung natürlicher Zärtlichkeit, trieb ihn von dem entsetzlichen Mahle hinweg, noch eh' es bereitet und vollzogen war. Er dachte der Qual der Vorstellungen, die ihn marterten, auf immer zu entgehen, und sich selbst zu vernichten, indem er sich in die Wasser-

räder stürzte. Des leiblichen Todes gewiß, glaubte er es auch von dem Tode seiner Seele zu seyn. — Dieß ohne Zweifel war sein letzter Gedanke, als ihn das Bewußtseyn verließ; derselbe Gedanke, zur fixen Idee geworden, trat aus dem Chaos seiner zerrütteten Seele wieder hervor, als das Selbstbewußtseyn mit allen Schrecknissen eines beängstigten Gewissens in ihm zurückkehrte.«

»So zeigte sich des armen Mannes Geistesverrückung, deren seltsame Beschaffenheit man anfangs nicht zu deuten wußte, nach einigen Stunden schon völlig ausgebildet und zusammenhängend in sich selbst. Beide Aerzte erklärten diesen Zustand für den vollständigsten Wahnsinn, indem kaum eine Spur von Fieber bemerklich war, und die grausenhafte Idee, welche den Kranken beherrschte, alle leibliche Empfindung in ihm zerstört zu haben schien. Die allgemeine Starrsucht oder Lähmung der körperlichen Organe dauerte fort. Selbst die Sprache, deren Gebrauch er auf kurze Zeit bloß erhalten zu haben schien, um die Last abzuwälzen, worunter sein Gewissen arbeitete, versagte ihm auf's Neue ihren Dienst, als er seine Selbstanklage

vollendet hatte. Seit Tagesanbruch sprach er kein Wort mehr; der wieder streng verschlossene Mund mußte jedes Mal mit Gewalt geöffnet werden, wenn man ihm Arzenei oder die nöthigste Nahrung beibringen wollte. — Die Aerzte erwarteten bei eintretender Nacht eine neue Wendung der Krankheit, oder doch die Rückkehr der in der vorigen Nacht beobachteten Zustände. Ueber die Möglichkeit und Art der Heilung waren sie noch ganz im Dunkeln, gaben aber überhaupt wenig Hoffnung dazu. Der Geistliche, ein verständiger und wohlwollender Mann, war einer minder trostlosen Meinung. Er glaubte der Kraft der moralischen Gesinnungen vertrauen zu dürfen, welche in Ernst's Gemüth erwacht waren, und versprach sich von dem Einfluß derselben eine heilsame Wirkung auf die allmälige Herstellung des Kranken.«

»Meine Wünsche stimmten zu sehr mit der Ueberzeugung des guten Pfarrers überein, als daß ich nicht seine Hoffnungen hätte theilen sollen. Beruhigt über das Befinden der armen Frau und des Knaben, denen man die gräßlichsten Umstände der unglücklichen Geschichte zu verbergen gewußt hatte, und die sich von den

ersten Eindrücken des Schreckens zu erholen anfingen, verließ ich das Haus, bloß mit dem Gedanken beschäftigt, was ich zur Verbesserung von Ernst's ökonomischer Lage thun könne, von welcher, nach dem Charakter des Mannes, seine endliche Genesung vielleicht am sichersten zu erwarten war. Ich fand bei diesem Vorhaben die wirksamste Unterstützung in dem Eifer und den Einsichten meines Rechtsfreundes, der sich nicht weniger, als ich, verpflichtet glaubte, die unseligen Folgen seiner Rathschläge so viel als möglich gut zu machen. Die Stimmung der großen Mehrheit von Ernst's Gläubigern war unsern Absichten günstig. Man kam ohne Schwierigkeiten über einen Zahlungsstillstand von sechs Monaten überein. Ein Fonds ward ausgemittelt, um die an Falling verpfändeten Waaren zum Vortheil der Masse einzulösen. Der Agioteur, von der öffentlichen Meinung zum Voraus verurtheilt, war so klug, einem Prozeß auszuweichen, und sich mit dem Ersatz seiner Vorschüsse zu begnügen. Mehrere verloren geglaubte Schuldposten gingen ein. Dadurch wurde der Ausfall in der Bilanz größten Theils gedeckt. Ernst's ehemalige Kompagnons erklärten sich be-

reit, die Fabrik zu übernehmen, im Fall er mit Tod abgehen oder außer Stande seyn sollte, die Geschäfte fortzusetzen.«

»Alle diese günstigen Aussichten zu einer besseren Wendung von Ernst's ökonomischen Angelegenheiten wurden jedoch seinen Freunden durch die Nachrichten sehr verkümmert, welche von Tag zu Tage über den noch immer hoffnungslosen Zustand seiner Gesundheit einliefen. Eine Veränderung, die schon in den ersten Tagen bemerkt wurde, trat jetzt regelmäßig in jeder Nacht ein, und bewies durch diese Stätigkeit den hohen Grad der Bösartigkeit, welchen das Uebel erreicht hatte. Der Kranke erhob sich gegen Mitternacht aus seinem Bette, worin er den Tag über in einer Art von Starrsucht, aber offenbar in wachem Zustande gelegen, und fing an, auf eine wahrhaft gespenstische Weise in seinem Zimmer umher zu gehen. Seine Haltung und sein ganzes Wesen hatten das Ansehen eines Nachtwandlers; doch schien die Art der Wechselwirkung, worin sein Inneres mit der Außenwelt stand, verschieden von der gewöhnlichen Weise dieses krankhaften Zustandes. Es war eine Mischung von eigentlichem Wahnsinn, der, nach

einem inneren Prinzip der Ideenverbindung, sich eine eigene Welt schafft, und seine Einbildungen als äußere Dinge anschaut, und von der träumerischen Wahrnehmung, worin der Somnambüle sich bewegt. Da der Kranke in diesem Zustande sprach, so lernte man den seltsamen und grauenvollen Wahn, der ihn besaß, in seinem ganzen Zusammenhange kennen. Er glaubte sich jetzt als abgeschiedener Geist wieder auf der Erde und unter seinen ehemaligen Umgebungen zu befinden. Indem er von einer Ecke seines Zimmers zu der andern, oder in wunderlichen Kreisbewegungen, bald langsam, bald hastig umherging, bildete er sich ein, die Stadt, die Gegend, die Gärten und Häuser seiner Nachbarn zu durchwandern. Er sah Menschen aller Art, Bekannte und Unbekannte, Gemeine und Vornehme; er hörte sie von ihm, von seinem gewaltsamen Tode, von den Unglücklichen, die er gemacht, von der Schmach und Beschimpfung reden, die seiner verstümmelten Leiche angethan worden. Er hörte sein Andenken verwünschen und seinen Namen mit Abscheu aussprechen, selbst von denen, die er geliebt, und die einst ihn geehrt hatten. Der Unglückliche hörte und

sah dieses alles, und trug es mit Geduld und Unterwerfung. Aber die Folgen seiner Handlungen für Andere, das Unheil, welches sein Eigensinn und sein Stolz in der Welt gestiftet, thürmten sich in seiner Einbildung zu einem Ungeheuer von Verderben und Jammer auf, unter dessen Last seine geängstigte Seele erlag. In der Uebertreibung seiner Selbstverdammung stellte er sich seine redlichen Gläubiger zu Grunde gerichtet vor, seine treuen Diener verfolgt von den Gerichten und eingekerkert, sein Weib und sein Kind dem bittersten Mangel, der Schande und dem erdrückenden Bewußtseyn einer ehrlosen Verwandtschaft und Abkunft Preis gegeben. Diese schrecklichen Vorstellungen überwältigten seine starke Natur; er verfiel auf einige Augenblicke in wirkliche Raserei, und stürzte dann gewöhnlich in die fühllose Lethargie zurück, aus der er vor dem Eintritt dieser Krankheitsperiode sich aufgerichtet hatte.«

»Mehrere Wochen vergingen, ohne daß sich eine weitere Veränderung in dem Gange der Krankheit zeigte. Doch bemerkten die Aerzte eine bedeutende Abnahme der Lebenskräfte, und ein schleichendes Fieber, das sich einstellte, schien

das nicht mehr ferne Ende des Unglücklichen anzukündigen. Mit der schwindenden Lebenskraft nahm indessen auch die Heftigkeit der Zufälle ab, welche die Krankheit begleiteten. Die gewaltsame Starrsucht ging allmälig in eine bloße Nachlassung der Muskelkräfte über; die steifen Glieder wurden geschmeidiger; seit drei Tagen hatte man die Mundsperre nicht mehr gebraucht, um dem Kranken die Arzenei und seine Nahrung einzuflößen. Auch der Zustand des Somnambulismus war in den letzten Nächten weniger schreckhaft und gewaltthätig gewesen. Die Bilder der Phantasie, welche dem Nachtwandler vorschwebten, schienen minder furchtbar, und die Rückkehr zu einem festen Schlafe war zwei Mal ohne einen Anfall von Raserei erfolgt. Man hatte bemerkt, daß der Kranke, die kreisförmige Bewegung verändernd, sich einige Male der Thür genähert, und sie zu öffnen versucht hatte. Dieser Andeutung wollte man nachgeben und die Probe machen, ob er aus der Thür gehen und seinen Weg durch das Haus fortsetzen würde. Die Aerzte waren der Meinung, daß durch diese Anregung der Selbstthätigkeit das sinnliche Wahrnehmungsvermögen

zuerst wieder hergestellt, und die fixe Idee des Kranken, daß er todt und ein bloßer Geist sey, vielleicht zerstört werden könnte. Ich war begierig, dieses merkwürdige Experiment mit anzusehen, und entschloß mich daher, die Nacht, welche dazu bestimmt war, in der Fabrik zuzubringen.«

»Ich fand, als ich Abends dort ankam, das ganze Haus in aufgeregter Stimmung und mit den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Versuche beschäftigt. Die Gänge und Treppen waren beleuchtet, und überall auf dem Wege, den man den Kranken nehmen lassen wollte, vertraute Leute aufgestellt, um die neugierigen Hausgenossen abzuwehren und nöthigen Falls hülfreiche Hand zu leisten. Man führte mich zu Ernst's Frau, deren Gesundheit seit einiger Zeit selbst sehr leidend war, und die mich zu sprechen gewünscht hatte. Die arme Dulderin wußte jetzt alles, was man ihr früher verborgen gehalten. Sie hatte ihren Mann, gegen den Rath und Willen der Aerzte, in dem Zustande des Nachtwandelns gesehen, und war über den furchtbaren Anblick in Nervenzuckungen verfallen, die für ihr eigenes Leben besorgt machten. Seit ei=

nigen Tagen befand sie sich wieder besser; besonders aber war ihre Gemüthsstimmung ganz verändert. Die Melancholie, welche sie so lange zu Boden gedrückt, schien in eine schwärmerische Entzückung verwandelt, und die düsteren Ahnungen, die sie gequält hatten, nahmen die heiterste Farbe der Hoffnung an. Sie empfing mich in einem gewählten Nachtkleide, zwischen dem Pfarrer und einer Freundin sitzend, die sie gebeten hatte, den Abend bei ihr zu bleiben. Als ich eintrat, wollte sie aufstehen, aber ihre Schwäche hinderte sie daran. Der Pfarrer machte mir Raum; ich mußte mich an ihre Seite setzen. Sie dankte mir mit der rührendsten Beredsamkeit für Alles, was ich zur Ordnung der Angelegenheiten ihres Mannes gethan; denn man hatte sie davon unterrichtet. Dann empfahl sie mir, eben so einfach und rührend, ihren kleinen Wilhelm, der sich uns genähert hatte. »Sie werden sein Vater seyn, wenn er eine Waise ist,« flüsterte sie mir zu. Zwei große Thränen glänzten in ihren schönen Augen; — nie sah ich ein anziehenderes Bild des Grames und der mütterlichen Zärtlichkeit. — Ich wollte ihr Muth einsprechen; aber sie schüttelte sanft und

schmerzlich lächelnd das Haupt, indem sie mir leise die Hand drückte. — Da traten die Aerzte herein, und sie fing an, sehr lebhaft von einem frohen Ereigniß zu sprechen, das ihr bevorstehe. Sie schien mit größter Zuversicht einen Besuch von ihrem theuern Ernst zu erwarten, »von dem sie bald nichts mehr trennen sollte.« Ihr Gesicht war wie verklärt, indem sie redete. Die irdischen Interessen schienen sie nur wenig mehr zu berühren; es war das Seelenheil ihres Gatten, woran ihr ganzes Herz hing, und worauf sie nun mit vollem Vertrauen rechnen zu dürfen glaubte. Die Schwärmerei der guten Frau hatte einen Charakter von Würde und Innigkeit, welcher Achtung und Mitleid zugleich erweckte. Niemand widersprach ihr; der Geistliche begnügte sich, ihr die Mäßigung zu empfehlen, welche auch den edelsten und frömmsten Gefühlen nicht mangeln dürfe.«

»Gegen elf Uhr begab ich mich mit einem der Aerzte zu dem Kranken, der schon seit einer Stunde in einem ungewöhnlich sanften Schlafe lag. Wenige Minuten, nachdem wir eingetreten, erhob er sich von seinem Bette, mit geschlossenen Augen, ganz in dem Zustande eines

Nachtwandlers. Seine lange, abgemagerte Gestalt, und der Ausdruck von tiefem Kummer auf seinem blassen, eingefallenen Gesichte, hatten etwas schauerlich Rührendes. Ernst stand einige Augenblicke still, als ob er nachdächte, wohin er sich wenden sollte; dann ging er mit abgemessenen Schritten auf die Thür zu, welche er öffnete. Langsam schritt er hinaus und setzte seinen Weg über den beleuchteten Korridor bis zur Treppe fort, die zu der Wohnung des Fabriksinspektors führte. Jetzt beschleunigte er zunehmend seine Schritte, um das Zimmer seines alten Hausgenossen zu erreichen. Er horchte dann einige Sekunden, öffnete behutsam die Thür, und trat eben so hinein. Ein halb unterdrückter Ausruf des Inspektors, den Ernst's geisterhafte Erscheinung, obwol er darauf vorbereitet war, erschreckte, machte den Nachtwandler stutzen; doch nach einer Weile näherte er sich dem alten Manne, und richtete eine zusammenhängende Rede an ihn. Er beklagte den Verfall seines ehemaligen Eigenthums, das er im Besitz seiner streitenden Gläubiger verwahrlos't und verödet glaubte. Den Inspektor schien er bald zu erkennen, bald für einen fremden Bettler, bald

für den Wächter des verlassenen Gebäudes zu halten, dem er seine Geschichte erzählte, und sich als den unglücklichen Geist des vormaligen Besitzers zu erkennen gab. Plötzlich brach er seine Rede ab, als habe er mehr gesagt als ihm erlaubt sey, und setzte traurig seine Wanderung in einer entgegengesetzten Richtung fort.«

»Auf seinem Wege kam er den Wasserwerken näher, deren Rauschen er zu hören schien. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er machte eine Bewegung, um zu entfliehen, hielt sich aber mit Anstrengung in fester, aufrechter Stellung, als wolle er sich an den furchtbaren Eindruck gewöhnen. Nachdem er einige Minuten so gestanden, ging er, tiefaufseufzend, weiter, der Seite des Gebäudes zu, wo seine Frau und sein kleiner Wilhelm wohnten. Als er sich dem Zimmer seiner Frau näherte, schien die Erinnerung an sie, die er für entfernt und landesflüchtig hielt, mit der ganzen Macht des zärtlichsten Mitleidens über ihn zu kommen. Er lehnte sich an den Thürpfosten und weinte bitterlich. Da öffnete einer der Aerzte schnell die Thür. Wankend schritt er über die Schwelle und der Schrei: »Ernst! mein Ernst!« mit dem seelendurchdrin-

genden Ton seines Weibes ausgestoßen, schlug an sein Ohr. Er schauderte auf in Schreck und Wonne, und indem er sie mit weitgeöffneten Augen eine Weile anstarrte, sank er wie todt in ihre Arme.«

»Man brachte Ernst auf ein Ruhebett, wo er sich nach einiger Zeit von der wohlthätigen Ohnmacht erholte, von welcher die Rückkehr seiner Sinne, deren vollständigen Gebrauch er nun wieder hatte, begleitet war. Er sah sich, als er aus dieser Ohnmacht erwachte, in den Armen seiner Frau, von den zwei Aerzten, dem Geistlichen und seinem alten Freunde, dem Inspektor, umgeben, die seine noch schwankende Ueberzeugung, ob er lebe und seiner Sinne mächtig sey, durch die Versicherung zu befestigen suchten, daß die schweren Fieberträume, worin er seit mehreren Wochen gelegen, glücklich überstanden seyen. In der That überredete er sich gern, daß Alles, was er in dieser Zeit erfahren, nichts als ein furchtbarer Traum gewesen, und er dehnte diesen Glauben sogar auf den unglücklichen Versuch, sich selbst zu tödten, aus. Diese Vorstellungsart, worin die Aerzte ihn willig bestärkten, trug viel dazu bei, das gestörte Gleichgewicht

seiner Gemüthskräfte wieder herzustellen. Was aber, wie ich mit Recht vermuthet, seine geistige Genesung vollendete und vor einem Rückfall sicher stellte, das waren die Nachrichten, welche er von dem verbesserten Stande seiner Angelegenheiten erhielt. Als man ihm sagte, daß er aus Falling's wucherischen Händen befreit, und daß zu hoffen sey, die Fabrik werde ihre Zahlungen wieder anfangen können, wollte er sich nicht länger im Bette halten lassen; denn er behauptete, er befinde sich vollkommen wohl und im Stande, seinen Geschäften wie ehemals vorzustehen. Die Theilnahme, welche ich ihm bewiesen, rührte und freute ihn außerordentlich. Er war untröstlich, als er erfuhr, daß ich in der Nacht im Hause gewesen, aber nach der Stadt zurückgekehrt sey, ohne daß er mich gesehen und mir seinen Dank hätte bezeugen können.«

»Am folgenden Tage vermochten weder die Bitten seiner Frau, noch die Vorstellungen des Arztes, ihn ruhig zu erhalten, was zur Schonung seiner erschöpften Lebenskräfte doch so nothwendig war. Mit Mühe ließ er sich bewegen, in dem Bette zu bleiben, das man in dem Zim-

mer seiner Frau aufgeschlagen hatte, um jede Erinnerung an den traurigen Schauplatz seines Wahnsinnes von ihm zu entfernen. Aber es war unmöglich, den leidenschaftlichen Eifer zu mäßigen, womit ihn die unerwartete Wendung seiner Angelegenheiten erfüllte. Er wollte Alles selbst untersuchen, und sich überzeugen, daß man ihn über den Stand seiner Geschäfte nicht getäuscht habe. Sein Buchhalter mußte aus der Stadt kommen, und ihm einen umständlichen Auszug aller Rechnungen vorlegen. Ernst's Freude hatte keine Gränzen, als er den Beweis in den Händen hielt, daß seine Kreditmasse zur Befriedigung der Gläubiger hinreiche, und daß seine kaufmännische Ehre gerettet sey. Der Ortsphysikus war erstaunt, den Kranken so rüstig und heiter zu finden, als er ihn Abends besuchte. Die veränderte Gemüthslage des Kranken schien auch auf sein körperliches Befinden wunderthätig zu wirken; der Arzt gab Hoffnung, daß er am nächsten Tage einige Stunden werde aufstehen und sich, nach seinem Wunsche, mit leichteren Arbeiten beschäftigen können.«

»Den Rest des Abends brachte Ernst gemüthlich und heiter im Kreise der Seinigen zu.

Als er sich allein sah, und es in der Schlafkammer seiner Frau stille ward, stand er in geheim auf und fing an, einen langen Brief an mich zu schreiben. Er erleichterte darin sein Herz über alles Vergangene, beurtheilte sein bisheriges Betragen mit unparteiischer Strenge, und gelobte auf's Feierlichste, daß er sein künftiges Leben, wenn es ihm Gott erhielte, bloß dazu anwenden wolle, um seine Fehler gut zu machen. Seine Unternehmung gedenke er nur im Interesse seiner Gläubiger fortzuführen, und sich dabei ganz meiner Leitung zu überlassen. — Ein Fieberfrost, der ihn befiel, nöthigte ihn, aufzuhören und sich zu Bette zu legen. Am folgenden Morgen, als er ziemlich spät erwachte, empfand er sich unwohl und ungewöhnlich matt. Er versuchte aufzustehen, aber seine linke Seite war gelähmt. Seine Frau, die zu ihm hereinkam, und sein Uebelbefinden bemerkte, wollte nach dem Arzte schicken. — »Laß auch den Pfarrer zu mir bitten,« sagte Ernst, »ich glaube, ein Nervenschlag hat mich berührt.« —

»Da trat der Arzt ungerufen herein. Der Anfall schien ihm gefährlich; er verhehlte dem Kranken nicht, daß er keine Zeit zu verlieren

habe, sein Haus zu bestellen und sich mit Gott zu versöhnen. So bekannt Ernst mit dem Gedanken und den Schrecken des Todes war, so machte diese Ankündigung doch einen tiefen Eindruck auf ihn. Er faßte sich indeß und ließ den Inspektor kommen, um ihm den Schluß seines Briefes zu diktiren, der zugleich seinen letzten Willen enthalten sollte. Ernst sprach den Wunsch darin aus, daß seine ehemaligen Kompagnons seine Geschäfte übernehmen, und unter meiner Mitwirkung die Ausgleichung mit den übrigen Gläubigern zu Stande bringen möchten. Zu Erben seines etwanigen Vermögens setzte er seine Frau, und, im Fall ihres Todes, seinen unmündigen Sohn Wilhelm ein. Mich bat er, die Vormundschaft über den Knaben zu übernehmen, und über die Vollziehung seines letzten Willens zu wachen.«

»Die Ankunft des Geistlichen schien Ernst's Unruhe zu vermehren. Er betrachtete ihn mit einer ehrerbietigen Scheu, worin sich die Beängstigungen des aufgeregten Gewissens verriethen. Die Begebenheiten jener furchtbaren Tage, seine letzten freien Handlungen und Vorsätze, schienen plötzlich in ihrer wahren Gestalt

vor sein Bewußtseyn zu treten. Er täuschte sich nicht mehr über den Umfang und den Grad seines Verschuldens. — Man ließ ihn allein mit dem Geistlichen. Seine Frau betete in dem Nebenzimmer mit ihren Hausgenossen in großer Andacht. Nach einer Viertelstunde öffnete der Pfarrer die Thür und ließ das ganze Haus hereinkommen. Ernst saß aufgerichtet in seinem Bette; seine Miene drückte Nachdenken und demüthige Ergebung aus. — »Gott hat mich gewürdigt,« sagte er mit lauter, sehr bewegter Stimme, »meine tiefen Irrthümer noch in dieser Zeitlichkeit zu erkennen. Ich gehe in eine andere Welt, mit der innigen Ueberzeugung, daß wir überall in der Hand des heiligen und allgütigen Wesens sind, welches uns züchtigt, um uns zu bessern, und das mich strafen, aber nicht ewig verderben wird. Hier auf der Erde ist durch meine Thorheit und durch die Verkehrtheit meines Willens das mannigfache Gute zerstört worden, womit die Allmacht mich ausgestattet. Ich habe in frevelhafter Leidenschaft mein Leben abgekürzt, und nur durch ein Wunder der Vorsehung wurde das größere Unheil verhindert, welches die Raserei des Stolzes in

mir zur Reife brachte. Lasset uns hoffen, daß der Allerbarmer Gnade statt Recht über den reuigen Sünder werde ergehen lassen.« — Der Geistliche sprach: Amen! zu diesem offenen Bekenntnisse, und die feierliche Handlung der Religion endigte diesen denkwürdigen Auftritt.«

»Von dieser Zeit an sprach Ernst nichts mehr, was Bezug auf seine Angelegenheiten in dieser Welt, oder auf seine Erwartungen in der künftigen gehabt hätte. Er wünschte seinen Knaben auf einige Minuten zu sehen. Mit der zärtlichsten Theilnahme betrachtete er den Kleinen eine Zeitlang; dann legte er seine Hand auf das Haupt des Kindes und sagte gerührt: »lerne dereinst an meinem Beispiele!« — Hierauf bat er, man möge ihn allein lassen, weil er eine Neigung, ein wenig zu schlummern, verspüre, und wendete sich gegen die Wandseite des Bettes. Seine Frau und die Uebrigen gingen aus dem Zimmer, dessen Thür sie offen ließen. Er lag eine halbe Stunde, wie es schien, in ruhigem Schlafe. Als der Arzt und der Geistliche wieder leise an sein Bett traten, fanden sie, daß er todt war.«

»Ich sage nichts von dem Schmerze seiner

Frau, der durch die Tröstungen des Glaubens gemäßigt wurde, nichts von der Trauer seiner Untergebenen, die ihn alle herzlich liebten, noch von meiner eigenen, nicht vorwurffreien Bekümmerniß. Seine zahlreichen Bekannten, das gewerbfleißige Publikum, beklagten den Verlust des ausgezeichneten Geschäftsmannes. Die Ausgleichung seiner Schuldenmasse kam nach einigen Monaten, ohne Verlust für die Gläubiger, zu Stande; die Uebernehmer der Fabrik sicherten seinen Erben eine Rente zu, und ein kleines Kapital wurde für meinen Mündel zurückgelegt. Ernst's Witwe kränkelte seit dem Tode ihres Gatten. Die schwärmerische Frömmigkeit der guten Frau artete nach und nach in einen stillen Irrsinn aus, worin sie mit der Geisterwelt in einem geheimnißvollen Verhältnisse zu stehen, und auch ihren verstorbenen Mann, dessen Geist noch auf der Erde wanderte, öfters zu sehen wähnte. Ungefähr nach einem Jahre starb sie, an dem Tage und in der Stunde, welche sie vorausgesagt hatte. — Wilhelm lebt und gibt Hoffnung, ein guter Mensch und nützlicher Staatsbürger zu werden. Den verächtlichen Falling sah man, nach Ernst's Katastrophe, sel-

tener auf der Börse und an anderen öffentlichen Orten. Man hörte, daß er seine liegenden Güter nach und nach verkaufe; endlich verließ er das Land, im Gefolge des feindlichen Heeres, das nach abgeschlossenem Frieden sich zurückzog.«

Der stürmische Himmel war ruhig geworden, während Norberg seine Erzählung endigte. Das Gewitter hatte sich in einen sanften Landregen aufgelöst, der von einer angenehmen Kühle begleitet war. Wir sahen aus den geöffneten Fenstern der Schweizerhütte auf die erfrischten Gartenanlagen hinaus, in die mit Nebel und Regenwolken weithin umzogene Landschaft. Niemand sprach; die von Ernst's trauriger Geschichte mannigfach bewegten Gemüther schienen in dem stärkenden Anblicke der Natur Erholung zu suchen.

»Es scheint,« unterbrach Norberg endlich das allgemeine Schweigen, »wir sollen heute unsern stillen Tag hier ob'n zubringen. Das ginge allenfalls noch an, wenn ich nicht fürchten müßte, Sie durch meine Erzählung melan-

cholischer gestimmt zu haben, als zur harmlosen Unterhaltung einer kleinen Gesellschaft gut ist.«

»Diese Stimmung ist indeß nicht unangenehm,« sagte Palmer; »sie entspricht der Benennung des Tages, welcher von unserer Freundin dem Nachdenken und der stillen Rückkehr in sich selbst gewidmet wurde. Auch das Wetter hat die Farbe des Tages angenommen. Dieser sanfte, melancholische Regen, der uns hier so traulich zusammen hält, ist recht dazu gemacht, um Betrachtungen über die lehrreiche Geschichte anzustellen, die wir eben hörten.«

Elisa stand am Fenster, den sinnigen Blick auf eine nahe Jasmin- und Rosenhecke gerichtet, die, vom Winde hin und her bewegt, große Regentropfen zugleich mit ihren Düften umherstreute. — »Das Leben ist so schön,« sagte sie, mit Bezug auf Palmers Bemerkung, indem sie sich zu diesem wandte, »das Leben ist so schön, mit allen seinem Wechsel von Schwüle, Sturm und Ungewitter, wenn das Herz nur ruhig ist und das Gewissen. Warum müssen die Leidenschaften eine solche Gewalt über den Menschen haben, daß er versucht werden kann, diese freundliche Gewohnheit des Seyns und des Wirkens

mit dem unbekannten Schrecken des Grabes zu vertauschen?«

»Vielleicht darum,« versetzte Palmer, »damit er inne werde, es gebe noch etwas Höheres als das Leben, und dieses Höhere sey, wie das Leben selbst, von einer Macht abhängig, vor der sein Verstand und sein Wille völlig Nichts sind. Ich sehe in der leidenschaftlichen Verblendung des armen Ernst, mehr als in irgend einer anderen Begebenheit, die leitende Hand der Vorsehung, die einen Verirrten auf dem einzigen Wege, welcher ihm offen stand, zur Erkenntniß seiner selbst und der höchsten Zwecke des Daseyns zurückführt.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte Doktor G. »Der Wahn des Vernunftstolzes muß sein Aeußerstes thun, damit er sich selbst als Wahnsinn erkennen lerne. Die Bekehrung eines Ungläubigen von Ernst's Charakter konnte schwerlich durch mildere Mittel bewirkt werden. Die Geschichte seines Inneren läßt uns einen Blick in den Abgrund eines menschlichen Gemüthes thun, das durch die Sophisterei des sich selbst genügenden Verstandes bis an den Rand eines unnatürlichen Verbrechens geführt wird, und

nur durch den Schauder, der es davon zurückstößt, noch seine moralische Kraft beweiset.«

»So ist es,« fuhr Palmer fort, »und dieser Schauder, der den Unglücklichen von einer größeren Gräuelthat abhielt, während er sich selbst der Vernichtung weihte, däucht mich der lichte Punkt in dem düsteren Seelengemälde, welches Freund Norberg vor unsern Augen abrollte. Es ist das Aufblitzen eines besseren Willens in der tiefsten Nacht innerer Verworrenheit und Verzweiflung. Diese Regung der eigenen Willenskraft machte den Verirrten vielleicht der göttlichen Gnade würdig, als deren Werk wir seine wundervolle Erhaltung und die Umwandlung seiner sittlichen Grundsätze betrachten müssen.«

Man sprach noch einige Zeit über diesen Gegenstand, und erwähnte des moralischen Nutzens, welchen die Geschichte haben könnte, wenn sie allgemein bekannt würde. Palmer besonders war der Meinung, daß die Enttäuschung eines Ungläubigen dieser Art, im Momente seiner versuchten Selbstentleibung, schon in der bloßen Vorstellung ihre Wirkung nicht verfehlen könne. »Woher,« fragte er, »hat der entschiedenste Materialist die Gewißheit, daß sein Bewußtseyn

mit dem leiblichen Tode aufhören und die innere Erfahrung, die Jeder nur einmal machen und keinem Andern mittheilen kann, ihm nicht dereinst das Gegentheil von dem darthun werde, was Epikur und die Schule der Physiker ihn gelehrt haben? — Die Möglichkeit, im Augenblicke des Todes auf eine ähnliche Weise, wie Ernst, von dem Daseyn eines Geisterreiches und einer moralischen Weltordnung überzeugt zu werden, muß sich Jedem aufdringen, und diese Vorstellung reicht hin, ein System ohne inneren Halt und Zusammenhang, wie das des materialistischen Unglaubens ist, zu erschüttern, und seine Anhänger mit einer heilsamen Furcht vor der Zukunft zu erfüllen.«

»Es ist noch etwas in dieser Geschichte,« bemerkte Doktor G., mit einer ihm eigenen Schärfung des Blickes, womit er zuweilen seine Worte begleitet, »es ist noch etwas in dieser Geschichte, was einen Anhänger des Materialismus und der Physik überhaupt stutzig machen könnte; die Verbindung nämlich, worin die Hauptbegebenheit mit dem seltsamen Gemüthszustande von Ernst's Gattin zu stehen scheint. Die Ahnungen und Visionen der guten Frau

hatten vielleicht doch mehr Grund, als man ihr gelten lassen wollte. Ein Umstand in dem Berichte, welchen wir hörten, macht es sogar zweifelhaft, ob mit dem Tode des gespenstischen Nachtwandlers die Geschichte seiner irdischen Wanderungen geendigt war.«

»Wie?« rief Norberg verwundert, »Sie legen ein Gewicht auf einen Umstand, dessen ich nur im Vorbeigehen erwähnte, und von dem ich nicht vermuthet hätte, daß ein philosophischer Arzt ihn seiner Beachtung werth finden würde? — Ich möchte nicht dafür angesehen seyn, als ob ich den Schwärmereien einer nervenschwachen Frau eine Bedeutung geben wollte, die sie gewiß nie hatten, welches Aufheben man auch zu jener Zeit von ihren angeblichen Erscheinungen und von dem Zutreffen ihrer Voraussagungen machte.«

»Also gab es doch auch schon damals Leute,« erwiederte der Doktor, »denen diese Umstände auffielen, und die hinter den Ahnungen und Visionen der seltsamen Frau mehr suchten, als gewöhnliche Schwärmerei? — Ich läugne nicht, daß ich auf solche Erscheinungen in der Gemüthswelt besonders aufmerksam bin, und daß

es mir der Mühe werth scheint, der Glaubwürdigkeit und dem eigentlichen Zusammenhange derselben tiefer nachzuforschen.«

»Glauben Sie an die Möglichkeit von Geistererscheinungen?« fragte Norberg rasch.

»Ihre Möglichkeit an sich in Abrede zu stellen,« antwortete der Doktor nach einigem Besinnen, »möchte nicht leicht, noch durchaus philosophisch seyn. — Ich glaube an eine Geisterwelt; ob es dem Menschen, nach den Bedingungen seiner sinnlichen Natur, möglich sey, mit ihr in Berührung zu kommen, weiß ich nicht. Nur eine Erfahrung, welche sich als solche auswiese, könnte hierüber Aufschluß geben.«

»Und eine solche Erfahrung wäre überhaupt denkbar? man könnte wol gar darauf ausgehen, sie anzustellen?« sagte Norberg kopfschüttelnd. — »Ich gestehe, daß mir um den Gebrauch meiner Vernunft und meiner Sinne bange wird, wenn ich jemals genöthigt seyn sollte, eine Begebenheit solcher Art als unbezweifelte Thatsache anzuerkennen.«

»Es ist eine gute, ja unentbehrliche Maxime des Vernunftgebrauches,« versetzte Doktor S.,

»gegen Behauptungen und angebliche Erfahrungen Zweifel zu erregen, welche mit den uns bekannten Naturgesetzen im Widerspruch zu seyn scheinen, und ich bin selbst geneigt, meine Bedenklichkeiten in dieser Hinsicht so weit als möglich zu treiben. Aber ein eben so unvermeidlicher Hang unserer Vernunft, ihre Einsichten zu erweitern, und besonders von der unsichtbaren Welt Erkundigung einzuziehen, deren Daseyn wir annehmen müssen, ohne eine bestimmte Vorstellung von ihr zu haben, — dieser natürliche Hang der Vernunft steht jener Zweifelsucht entgegen. Irgend eine der vielbestrittenen Begebenheiten, welche auf einen Zusammenhang mit dem Geisterreiche hinzeigen, könnte sich doch als Thatsache bewähren: gegen Thatsachen aber ist mit dem bloßen Verneinen nichts ausgerichtet; man muß vielmehr suchen, sie mit dem System unserer Grundsätze und Erfahrungen in Uebereinstimmung zu bringen.«

Norberg beharrte, mit der Konsequenz und dem Eifer eines aufgeklärten Geschäftsmannes, bei seinem Widerspruche, indem er behauptete, die Zulassung einer einzigen Geistererscheinung öffne der Phantasterei und dem Aberglauben

Thür und Thor, und es gebe in einer solchen Gespenster= und Zauberwelt keinen Schutz mehr gegen Schwärmer und Betrüger von allen Gattungen und Farben. Auch Palmer zeigte sich wenig geneigt, der Philosophie Zugeständnisse im Gebiete des Supernaturalismus zu machen. »Wunder und Geister,« sagte er, »gehören in die Religionsgeschichte; im bürgerlichen Leben, in den Verhältnissen der Gegenwart, kann man dergleichen nicht gestatten. Jeder Versuch, mit der unsichtbaren Welt in eine andere, als rein sittliche Gemeinschaft zu treten, muß auf Abwege führen. Das Interesse der wahren Religion ist mit einem solchen Mißbrauche unserer geistigen Anlagen für das Uebersinnliche eben so unverträglich, als es die Zwecke der Moralität und des gesellschaftlichen Verbandes sind. Wir wandeln im Glauben hienieden, wie der Apostel sagt, und nicht in der Anschauung.«

»In einem wissenschaftlichen Zeitalter, wie das unsrige,« antwortete Doktor G., »hat es mit dem Gespenster= und Wunderglauben so große Gefahr nicht. Ich bin sogar der Meinung, daß kein Faktum dieser Art, auch wenn es die vollste innere Beglaubigung hätte, sich je=

mals, bis zu dem Grade wissenschaftlicher Evidenz, als solches werde ausweisen können. Es wird bei jeder Geschichte dieser Gattung immer für den Verstand der Ausweg übrig bleiben, sich die anscheinlich übernatürliche Begebenheit nach mehr oder minder bekannten Naturgesetzen zu erklären, und nöthigen Falls selbst eine wirkliche Geistererscheinung in eine bloße Anomalie der Erfahrungsseelenkunde zu verwandeln.«

»Unser Freund G.,« sagte Palmer, »scheint Beobachtungen über diesen Gegenstand gesammelt zu haben, die ohne Zweifel interessant sind, und welche uns seine Meinung von der Sache ungleich besser erläutern würden, als es durch allgemeine Sätze und Bemerkungen geschehen kann. Ich möchte ihn wol bitten, uns von den »Anomalien seiner Erfahrungsseelenkunde,« wie er sich ausdrückte, eine oder die andere mitzutheilen.«

»Sie erwarten vielleicht mehr, als ich zu leisten im Stande bin,« erwiederte der Doktor mit nachdenklicher Miene. »Indessen könnte ich Ihnen doch einen Fall aus meiner Praxis erzählen, der wenigstens die Richtigkeit des Satzes beweist, mit welchem ich meine Bemerkun-

gen schloß. Der Fall ist in psychologischer Hinsicht merkwürdig, was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit den Erscheinungen, dem Kopfe und dem Charakter des jungen Geistersehers haben mag, den wir darin kennen lernen.«

»Also wirklich ein Geisterseher?« sagte Norberg, indem er unvermuthet aufstand. »Ich bin in der That neugierig. Sie sollen uns die Geschichte erzählen, lieber Doktor, sobald wir wieder so traulich beisammen sind. — Aber da kommen unsre Bedienten mit Regenschirmen und anderem Rüstzeug, um uns aus dem Nothhafen, in den uns das Wetter verschlug, abzuholen und nach Hause zu führen. Wir werden gut thun, keine Zeit dabei zu versäumen, denn der Regen scheint eher zu- als abzunehmen.«

Die Nachricht, welche die Bedienten brachten, daß Elisens Kinder während des Ungewitters sehr besorgt um ihre Mutter gewesen und großes Verlangen nach ihr bezeigt hätten, entschied über Norberg's Vorschlag. Wir traten ohne Verzug den Rückweg an, auf dem uns die Zerstörung auffiel, welche Sturm und Wassergüsse hin und wieder in den Gartenanlagen gemacht hatten. Als wir an dem Teiche vorbei

kamen, bemerkte Doktor G., daß der kleine Mast auf Georgs Barke umgestürzt sey, und daß der Wimpel, mit dem er ihn geschmückt, nicht mehr daran wehe. Elise sah den Doktor und Palmer'n etwas betroffen an; sie schien sich der Worte zu erinnern, mit denen sie die Hoffnungsflagge ihrer Schützlinge vor Kurzem begrüßt hatte. Norberg, der ihren Gedanken wahrscheinlich errieth, lächelte. »Der Schade ist leichter gut gemacht,« sagte er, »als der größere, den der Sturm unter Deinen Blumen angerichtet. Sieh nur dort den Nelkenflor! Ganze Reihen sind geknickt, und die zierlichen Töpfe liegen zerschmettert auf der Erde. Der alte Thoms, Georgs Vater, steht ganz verblüfft dabei, und kratzt sich in dem Kopfe. Wer an Vorbedeutungen glaubte, hätte Grund genug, Dein schönes Projekt mit Georg und Jeannetten für gefährdet zu halten.«

Elisa schwieg; sie schien einige Unzufriedenheit über die ironische Bemerkung ihres Gemahls zu empfinden. Doch dieser ließ sich in seiner, plötzlich umgestimmten, munteren Laune nicht stören. Als hätte sein Gemüth durch die schwermüthigen Erinnerungen, die es von sich abge-

wälzt, eine erhöhte Spannkraft erhalten, wie die von der Stickluft befreite Atmosphäre durch die Entladungen des Gewitters, scherzte und lachte er jetzt über die Verwüstung, welche sich seinen Augen darstellte. Er rief den Gärtner zu sich, und befahl ihm, Elisens Nelkenflor so schnell als möglich herzustellen, und Georg's Barke mit einem neuen Mast und Wimpel auszustatten. »Wir wollen doch versuchen,« sagte er, »ob wir dem Schicksal keine günstigeren Zeichen abgewinnen können. Die arme Jeannette und Deine wohlmeinenden Absichten mit ihr sollen es nicht entgelten, daß ich durch sie an Fehler erinnert wurde, welche ich in einem ähnlichen Falle selbst beging. Wir wollen die Hülfe, die wir den Bedürftigen zu leisten im Stande sind, ihnen nicht verweigern, weil es uns einmal mißlang, den rechten Zeitpunkt und das gehörige Maß darin zu treffen.« — Ein Blick der innigsten Liebe war Elisens Antwort auf diese Rede ihres Gemahls, und die vollständigste Eintracht herrschte wieder zwischen den edlen Gatten.

Bei unserem Eintritt in das Wohngebäude kamen uns die Kinder jubelnd entgegen. Sie

umringten ihre Mutter, und bestürmten sie mit zärtlichen Fragen und Liebkosungen. Der Jüngste, ein blühender Knabe von kaum drei Jahren, war dabei der lauteste. Elisa nahm ihn auf den Arm, während sich die zwei Größeren an ihre Kleider hängten. Wir folgten dem fröhlichen Zuge der Kleinen, welche ihre schöne Mutter wie im Triumph auf ihr Zimmer führten, wo nun die heiterste Familienscene den stillen Tag der Frau von Norberg beschloß.

(Der Schluß dieses Cyclus von Erzählungen im folgenden Theile.)

II.

Wie es geschah, daß ich ein Hagestolz ward.

Aus den
Lebenserfahrungen eines Ungenannten.

1.

Da ich der Letzte meines Stammes bin, und die Zeit größtentheils vorüber ist, wo ich in Ansehung dieses Umstandes die gehörige Vorsorge hätte treffen können, so habe ich mich wegen der Versäumniß, welche mir dießfalls zur Last gelegt werden könnte, oft mit dem Gedanken entschuldigt, daß die Erhaltung der Geschlechter weniger von dem Thun und Willen der Einzelnen abhängt, als von dem Naturgesetz und dem Schicksal. In der That scheint, noch eh' ich geboren ward, diese launische Macht beschlossen zu haben, den harmlosen Schlag von Menschen, zu dem ich gehöre, wieder eingehen zu lassen, nachdem der Versuch gemacht war, daß er nicht sonderlich für diese Welt tauge, noch die Welt für ihn. Meine eigene Existenz habe ich nur einem grillenhaften Einfalle meines Vaters zu danken; und wenn ich auf die Bedenklichkeiten zurücksah, welche die Verheirathung meiner Aeltern lange zweifelhaft machten, durfte ich meine Unent-

schlossenheit, selbst in den Stand der Ehe zu treten, wol für hinlänglich gerechtfertigt halten.

Mein Vater und mein Oheim nämlich, Beide Männer, mit allen Eigenschaften ausgestattet, um ihren Namen und ihre Glücksgüter auf eine zahlreiche Nachkommenschaft zu vererben, hatten mit wunderlichem Eigensinne einander das Wort gegeben, nie zu heirathen; indem Jeder behauptete, die Umstände und Neigungen des Andern vertrügen sich besser mit dem Ehestande, als seine eigenen, und es wäre hinlänglich, wenn sein Bruder eine Frau nähme und Kinder erzeugte, während er selbst das Ansehen und den Vortheil der Familie auf andere Weise zu befördern suchte. Onkel Leonhard, der ältere der Brüder, berief sich darauf, daß er mit der Handlung des Großvaters, die er fortführte, ohnehin die stärkste Last auf sich genommen habe, und so ausgedehnte Geschäfte unmöglich mit der Sorge für Weib und Kind vereinigen könne; dagegen stützte sich mein Vater auf den Grundsatz, daß gerade dem Erstgebornen die Pflicht hauptsächlich obliege, für die Fortpflanzung des Geschlechtes zu sorgen, und bewies außerdem, daß er, als Gelehrter und Schriftsteller — im Fache der

eleganten Jurisprudenz — ungleich mehr für den Glanz und die Dauer des Familiennamens thun könne, als wenn er ein ganzes Dutzend leiblicher Erben in die Welt setze. Dieser seltsame Wettstreit ward von Jahr zu Jahr hartnäckiger, und gedieh endlich dahin, daß mein Oheim beinahe funfzig und mein Vater fünf und vierzig Jahre alt wurde, ohne daß einer von ihnen Anstalt machte, zu erfüllen, was Jeder von dem Andern zu fordern und zu erwarten sich berechtigt glaubte.

Das Sonderbarste bei der Sache war, daß mein Vater sowol, als mein Oheim, schon ziemlich früh und fast zu gleicher Zeit, ihre Augen auf eine und dieselbe Person geworfen hatten, von der sie meinten, sie schicke sich am besten dazu, die Mutter ihrer Nachkommen zu werden. Diese Person war die Mündel meines Großvaters, das Fräulein Dorothea von Sittig, welche nach dessen Tode als eine mittellose Waise unter den Augen der Großmutter erzogen worden, und deren künftige Versorgung, als ein theures Vermächtniß des Vaters, auf seine Söhne übergegangen war. Beide liebten Dorotheen als eine Schwester, und als sie mannbar

zu werden anfing, schien noch ein lebhafteres Gefühl für die aufblühende Jungfrau in ihnen zu erwachen. Aber, seltsam genug, Jeder sah sie mit den Augen eines Liebhabers nur in der Seele seines Bruders. Eifersüchtig, wenn ein fremder Bewerber sich Dorotheen näherte, schienen Beide um die Wette bemüht, sich ihres Herzens versichern zu wollen; allein, so oft die Wahl zur Entscheidung kommen sollte, trat einer vor den Ansprüchen des Andern zurück, und es zeigte sich, daß keiner von Beiden für sich selbst, sondern für seinen Bruder geworben hatte.

Dorothea hätte kein Frauenzimmer seyn müssen, wenn ein solcher Wettkampf galanter Aufmerksamkeiten sie nicht eine Zeitlang recht angenehm unterhalten hätte. Doch ein Spiel dieser Art ermüdet endlich, und Dorothea war darüber mündig geworden. Im Grunde gab sie meinem Vater den Vorzug, ohne deßhalb seinem Bruder gerade abgeneigt zu seyn. Ungeduldig über die lange Unentschiedenheit ihrer beiden Liebhaber, benutzte sie den Zeitpunkt einer Handlungsreise meines Oheims, um sich das Ansehen zu geben, als ob die Anträge eines Dritten Gehör bei ihr finden könnten. Dieser falsche An-

griff verfehlte seine Wirkung nicht. Mein Vater, ernstlich besorgt, Dorotheens Hand möchte einem Fremden zu Theil werden, entschloß sich rasch, in Ermangelung des Bruders Leonhard, sie selbst zu heirathen. Aufgebot und Trauung folgten schnell auf einander, und nach zwölf Monaten trat ich an's Licht der Welt, zugleich mit einem zierlichen Traktat über die römischen Gesetze gegen die Hagestolzen, welchen mein Vater seinem Bruder zueignete; gleichsam als wolle er sich dafür rächen, daß Leonhard ihn genöthigt, die bürgerliche Last des Ehestandes an seiner Statt zu übernehmen. Mein Oheim, der mich zur Taufe hielt, war dagegen außerordentlich erfreut, Dorotheen zu dem ehrwürdigen Range einer Mutter erhoben und die Descendenz der Familie gesichert zu sehen, ohne daß er selbst auf seine Freiheit Verzicht zu thun brauchte, oder eine andere Bemühung hatte, als Pathenstelle bei dem Neugebornen zu vertreten. Die Galanterie des ehemaligen Brautwerbers schien in der Dienstfertigkeit des Herrn Gevatters erneuert zu seyn; und wenn man meine Mutter zwischen ihrem Eheherrn und ihrem Schwager sah, war man zwei-

felhaft, welchen von Beiden sie näher anginge, und welchem sie selbst mehr zugethan wäre.

Unter so wunderlichen Familienverhältnissen ward ich geboren und erzogen. Meine Empfindungsweise, Begriffe und Neigungen nahmen etwas von den humoristischen Eigenheiten der Umgebung an, in welcher ich aufwuchs. Von der Wiege an war ich ein sehr stilles, bedachtsames Kind; eine Temperamentstugend, die ich ohne Zweifel der Besonnenheit und Mäßigung verdankte, womit meine Aeltern vor und nach meiner Geburt in Allem zu Werke gingen, was auf meine körperliche und geistige Bildung Bezug hatte. Ich erinnere mich nicht, jemals ein heftiges Verlangen oder eine der stürmischen Leidenschaften empfunden zu haben, welche das Knabenalter beunruhigen. Die Kinder meiner Tante Sara, und der kleine Baron Eduard, unsers Nachbars Sohn, mit denen ich täglich zusammen kam, mißbrauchten häufig meine Gutmüthigkeit, indem sie mir meine artigsten Spielsachen und beinahe Alles, was ich von Werth besaß, bald abzuschmeicheln, bald abzutrotzen wußten. In der That litt ich nicht viel bei dieser Art von Beraubungen. Ich hatte ein großes

Wohlgefallen an schönen Spielwerken, und an Allem, was gut in die Augen fiel, aber der Antheil, den ich daran nahm, ging mehr auf die Betrachtung, als auf den Besitz. Ein hübsches Bilderbuch, worin ich mein Mühmchen Cily blättern sah, machte mir in ihren niedlichen Händen noch mehr Vergnügen, als in den meinigen, und meine besten Steckenpferde, auf denen sich der muntere Eduard herumtummelte, schienen mir unter seiner Leitung eine weit stattlichere Figur zu machen, als wenn ich sie selbst geritten hätte.

Meine Mutter schmählte öfters über diese Züge philosophischen Gleichmuths, den ich nicht von ihr hätte, wie sie sagte, und der meiner künftigen Frau, wenn ich eine bekäme, einmal viel zu schaffen machen würde. Mein Vater lächelte darüber; er meinte, ich hätte das wahre Temperament der Jurisprudenz, und würde, wenn ich einst auf der Gelehrtenbank eines Reichstribunales säße, Beweise von Unparteilichkeit und richterlicher Würde ablegen, welche meiner Abkunft zur Ehre gereichten. Am wenigsten war mein Onkel Leonhard mit diesem Mangel an Selbstgefühl und Thatkraft zufrie-

den, wie er meine Sanftmuth und Nachgiebigkeit nannte; er sprach mir, nicht ohne Grund, alle Fähigkeit ab, jemals in seine Fußstapfen zu treten und ein Kaufmann zu werden, wozu er mich früher bestimmt hatte. Meine kleinen Muhmen, in deren ältere ich ein wenig verliebt war, hatten mich offenbar zum Besten; Eily spielte zuweilen schon die Kokette, und es war sichtbar genug, daß sie meine ehrbare Huldigung nur duldete, um den Wildfang Eduard lüsterner nach ihrer Gunst zu machen.

Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als ich meine gute, verständige Mutter verlor; ein unersetzlicher Verlust für mich und unsere ganze Familie. Von dieser Zeit an erhielt Tante Sara viel Einfluß in unserem Hause und auf meine Erziehung. Die Tante galt für eine Frau von Geist, und war eine große Freundin der schönen Literatur, die sie für die Blüthe des Lebens und der geselligen Bildung erklärte. In mir glaubte sie entschiedene Anlagen zum Dichter entdeckt zu haben. Meine Fahrlässigkeit und mein weniges Geschick in gewöhnlichen Dingen hielt sie für unverkennbare Zeichen des Genies; die Träumereien, worein ich öfter verfiel, für Anwandlun-

gen der Begeisterung. Noch war sie zweifelhaft, ob sich mein Talent mehr zur epischen, zur dramatischen, oder zur lyrischen Gattung neige. Sie hätte gewünscht, daß ich mich vorzugsweise für das Theater bestimmen möchte; doch auch die Romane standen bei ihr in hohem Ansehen, und sie versah mich reichlich mit Mustern aller Art. Ich las mit einem Eifer, der alle Gränzen überschritt. Meine etwas träge Einbildungskraft ward allgemach belebt. Einige wahre Dichterwerke, die mir in die Hände fielen, machten tiefen Eindruck auf mich. Ich bildete mir Ideale von menschlicher, besonders von weiblicher Vollkommenheit, wogegen mir Alles, was mich umgab, alltäglich und reizlos vorkam. Mein Mühmchen Cily war die erste, welche, in ihrem Verhältniß zu mir, die Folgen dieser idealen Stimmung erfuhr. Ihre kleinen Künste und Neckereien machten keine Wirkung mehr auf mich; ich ließ sie gleichgültig mit Eduard sich herumtreiben, und setzte mich in einen Winkel, um die Clarissa oder die neue Heloise zu lesen.

2.

Ich weiß nicht, was auf diesem Bildungswege aus mir geworden wäre, hätte mein Vater weniger streng auf den Schulunterricht gehalten, welchen ich theils von ihm, theils von einem alten französischen Officier empfing, der mir täglich zwei Stunden Arithmetik und Geometrie vortrug. Mein Vater selbst unterrichtete mich im Latein, in der Geschichte und den Alterthümern, die er als die Grundlage der Rechtswissenschaft, des Hauptzweckes meiner Erziehung, betrachtete. Er hatte die Freude, mich in diesen Kenntnissen solche Fortschritte machen zu sehen, daß er den ersten Kursus der juridischen Studien mit mir anfangen konnte, als ich erst sechzehn Jahre alt war. Meine Tante seufzte über den Druck, unter welchem, wie sie glaubte, mein dichterisches Talent zu erliegen in Gefahr stand. Sie unterließ jedoch nicht, mich mit poetischen Werken aller Art zu versorgen, und meine Bibliothek bereicherte sich durch ihre Freigebigkeit mit Dichtern und Romanschreibern jedes Ranges, von Ariost, Cervantes und Shakspeare an, bis zu Madame Genlis und dem fruchtba-

ren Spieß. — Ich las nicht weniger fleißig als sonst, aber mit mehr Auswahl. Mein Geschmack fing an, sich zu bilden, und bald kamen mir eine Menge Bücher nicht weniger schal und ungenießbar vor, als die Alltagsgesichter der wirklichen Welt.

Mein junger Freund Eduard hatte, in Ansehung des Umganges sowol als der Lektüre, einen minder ekeln Geschmack. Er las nicht viel, und fast nur Romane; aber jeder Roman, den er las oder spielte, machte ihm großes Vergnügen. Kein Mädchengesicht kam ihm alltäglich vor; von dem größten und dem kleinsten Fräulein der Nachbarschaft an, bis zu den Nähterinnen und Kammerzofen herab, hatte er jeder, auf eine halbe Stunde wenigstens, den Hof gemacht, und so flüchtig seine Neigung gewöhnlich war, so heftig schien sie doch manchmal zu seyn. Die Weiber nannten ihn einen Flattergeist, einen Schelm, wol auch einen Bösewicht; aber er war zuweilen allerliebst, und man konnte dem Sausewind nicht gram seyn. Ich hing selbst sehr an Eduard, aber ich mißbilligte höchlich seine Leichtfertigkeit, und es vermehrte meine Achtung für die jungen Damen meiner Bekannt-

schaft keineswegs, daß ich sie, seines Leichtsinnes ungeachtet, alle in ihn vergafft sah. Eduard, seiner Seits, lachte über meine Weisheit, war mir aber doch herzlich zugethan; ja, vielleicht war es eben die Verschiedenheit unserer Gemüthsarten und Grundsätze, was unserer Freundschaft einen Reiz und eine Wärme gab, welche sonst nur der Geschlechtsneigung eigen sind. Mein Mühmchen Cily, die mit keinem von uns recht zufrieden war, spöttelte häufig über unsere Zärtlichkeit. Sie hatte den Muthwillen, einer ihrer Gespielinnen einzubilden, daß ich ein verkleidetes Mädchen und die heimliche Geliebte des schönen Eduard sey, wie, trotz meiner Prüderie, aus unserem Betragen leicht abzunehmen wäre. Diese Posse machte damals Glück in unserer Koterie, und trug nicht wenig dazu bei, mich in den Ruf zu bringen, daß ich ein Weiberfeind, oder, wie Andere sagten, ein kleiner Phantast sey, der in nichts als in seine eigenen Grillen verliebt wäre.

Die satyrischen Ausfälle meiner kleinen Muhme vermochten eben so wenig, als Eduards Beispiel, mich in dem ruhigen Gange irre zu machen, den ich von Kindheit auf verfolgte, und wozu Natur und Gewohnheit mich anwiesen.

Ich setzte meine Studien mit stillem Eifer fort, und suchte meine Erholung in den harmlosen Vergnügungen der Einbildungskraft, deren unermeßliches Gebiet in den Werken der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen mir eröffnet war. Die Welt der Ideale, besonders der weiblichen, entwickelte sich vor meiner Phantasie in immer reizenderen Formen; die Göttinnen der Griechen, die Feen und Houris der Romantiker, stritten um den Vorzug in meiner Neigung, und verwahrten mein Herz vor jedem weniger mächtigen Eindrucke. Eily wußte nicht, wenn sie wegen meiner Unempfindlichkeit mit mir schmollte, daß mich eben Atalante und ihre goldenen Aepfel anzogen, oder daß mich Armida in ihrem Zaubergarten gefangen hielt. Selbst meine Tante kam meinen geheimen Liebschaften nicht auf die Spur; sie hielt meinen Kaltsinn gegen ihr Geschlecht für eine Idiosynkrasie mancher Dichternaturen, von denen die Gelehrtengeschichte Meldung thut. In ihren Augen war dieß eben kein Unglück; sie sagte mit großer Gleichgültigkeit und eben so vieler Zuversicht voraus, daß ich meinen Namen schwerlich in leiblichen Sprößlingen auf die Nachwelt bringen,

dagegen aber eine desto zahlreichere Nachkommenschaft von Geisteskindern zurücklassen würde. Mein Vater glaubte, die Sache werde sich geben, wenn er mir erst die Legem Papiam — Poppäam gegen die Hagestolzen und die kanonischen Gesetze de Matrimonio erklärt haben würde. Onkel Leonhard machte sich über meinen Vater und meine Tante zugleich lustig: er meinte, ich würde noch früh genug in eine Weiberschürze vernarrt werden; um die Nachkommenschaft brauche die Familie übrigens keine Sorge zu tragen, nach den Anordnungen, die er deßhalb in seinem Testamente getroffen habe.

Mein Vater endigte glücklich den zweiten Jahrgang seiner juristischen Uebungen mit mir, und bereitete sich vor, mich in dem dritten mit dem Lehen- und deutschen Staatsrecht bekannt zu machen, worein er seine Hauptstärke setzte. Da ward der treffliche Mann unvermuthet krank, und starb bald hernach eben so unvermuthet, nichts so sehr bedauernd, als daß er mir den deutschen Reichsprozeß nicht mehr vortragen konnte. Dieser harte Schlag traf meinen Oheim nicht weniger empfindlich als mich. Nie hatten zwei Brüder, ungeachtet der Verschiedenheit ih-

rer Temperamente, Beschäftigungen und Liebhabereien, in größerer Eintracht mit einander gelebt. Seit sechzig Jahren und darüber wohnten sie in Einem Hause; sie hatten beständig nur Eine Familie ausgemacht, ja, Einer konnte als die Ergänzung des Andern betrachtet werden. Schon durch den Tod meiner Mutter hatte die behagliche Heiterkeit dieses Familienlebens sehr gelitten; die häufigen Besuche und die zuthätige Geschäftigkeit der Tante Sara waren ein sehr unvollkommener Ersatz für den Abgang einer liebevollen und geliebten Hausfrau. Nach dem Ableben meines Vaters fühlte sich mein Oheim oft einsam und verlassen; er wurde übellaunig und vertrug sich immer weniger mit seiner Schwester. Auch die Aufsicht über meine Erziehung fing ihm an lästig zu werden, besonders als mein alter Mentor, der französische Mathematiker, unser Haus verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren. Da fiel ihm glücklicherweise ein, daß es die Absicht meines Vaters gewesen, mich ein Jahr später nach Göttingen, und von da nach Wezlar, dem großen Ziel seiner Wünsche, zu führen. Mein Oheim war selbst in Göttingen gewesen, und hatte eine sehr

vortheilhafte Meinung von den Einrichtungen dieser hohen Schule. Er glaubte außerdem, daß es Zeit sey, mich meiner eigenen Führung zu überlassen; die akademische Freiheit schien ihm sehr zuträglich, manche Fehler meiner etwas weichlichen Hauserziehung zu verbessern. Sein Entschluß, mich nach Göttingen zu schicken, war gefaßt, und ich befand mich auf dem Wege dahin, bevor meine Tante, Mühmchen Cily, mein Freund Eduard und ich selbst noch recht wußten, wie es damit zugegangen.

3.

Da ich nicht die Geschichte meiner Gelehrsamkeit schreibe, sondern die meiner Liebschaften, so werden mir die schönen Leserinnen gern erlauben, mich über meinen zweijährigen Aufenthalt in jener berühmten Musenstadt möglichst kurz zu fassen. Ich war so glücklich, die Vorlesungen des alten Pütter über die Reichshistorie zu hören, und den Unterricht aller der großen Rechtslehrer zu genießen, welche Göttingen damals in sich vereinigte. Mein Vater selbst hätte

den Eifer loben müssen, mit dem ich im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn dem etwas trockenen Studium des Lehnrechts und der deutschen Prozeßordnung oblag. Ich vergrub mich ganz in meinen Büchern, und hatte beinahe gar keinen Umgang. Im Anfang des zweiten Jahres empfahl man mir eine Gartenwohnung, deren angenehme Lage meiner einsamen Lebensart und meinem Geschmacke sehr zusagte. Ich bezog diese Wohnung während des Frühlings. Mein Hauswirth, seines Gewerbes ein Pferdeverleiher, ließ sich Magister nennen. Er gab Lehrstunden in der englischen Sprache, und im Reiten und Fechten, obwol sein Name in die Matrikel der Fakultät nicht eingetragen war. Mein Wirth und die junge Person, die sich mir als die Gebieterin des Hauses darstellte, erwiesen mir viele Artigkeiten. Schon aus Höflichkeit glaubte ich einige Stunden bei dem Magister nehmen zu müssen. Im Englischen konnte mir sein Unterricht von keinem Nutzen seyn; er redete die Sprache in einem kauderwelschen Dialekt, den ich öfter selbst zu verbessern Gelegenheit hatte. Aber er war ein guter Fechtmeister, und seine Pferde gehörten zu den besten in der

Stadt. Ich ward also sein Schüler in der edlen Reit- und Fechtkunst, wobei ich den Vortheil hatte, mich fast täglich in der Gesellschaft meiner hübschen Hauswirthin zu befinden, welche an unseren Uebungen in der Regel selbst Theil nahm.

Lucinde — so hieß diese junge Person — war eine angenehme Blondine von fünf bis sechs und zwanzig Jahren, mit ein Paar Augen, die von schalkhaftem Feuer glänzten. Sie sprach wenig, war aber nicht ohne Witz, und ihre Einfälle hatten zuweilen eine treffende Schärfe. Eben so bestimmt als rasch in ihren Bewegungen, schienen die Fecht- und Reitübungen ihr ein gewohntes Spiel. Man konnte ein Rappier nicht gewandter und zierlicher handhaben; ihr Mann, wiewol ein Meister in der Kunst, war plump und ungelenk ihr gegenüber. Aber um Lucinden in ihrem ganzen Reize kennen zu lernen, mußte man sie zu Pferde sehen. Ein anmuthiger Troß in ihrem Gesichte schien der weiblichen Furchtsamkeit und der Meinung zu spotten, die ihrem Geschlechte diese ritterliche Uebung verwehren zu dürfen glaubt. Sie ritt gewöhnlich einen Falben, ein junges, feuriges

Thier, das der schönen Hand, die es lenkte, mit schmeichelndem Stolze gehorchte. Ich hatte mir Penthesilea, die Königin der Amazonen, heroischer gedacht, aber gewiß nicht reizender.

Die Lehrstunden, denen Lucinde beiwohnte, hatten einen ziemlich hohen Preis, und waren außerdem nur für Solche zugänglich, welche sie dieser Auszeichnung werth hielt. Zu jener Zeit hatte ich nur einen Mitschüler bei diesem Privatissimum. Es war dieß ein junger Liefländer von Stand und Vermögen, der sich schon zum zweiten Mal in Göttingen aufhielt, und an den gymnastischen Uebungen in dem Hause des Magisters großen Gefallen zu haben schien. Ich bemerkte bald, daß der junge Mann der reizenden Lucinde sehr feurige Blicke zuwarf, von dieser aber mit einer gewissen Sprödigkeit behandelt wurde. Um so zuvorkommender war ihr Betragen gegen mich; ohne Zweifel, weil meine Bescheidenheit einige Aufmunterung zu verdienen schien. Der Magister blieb neutral bei diesem kleinen Kriege der Galanterie und der Eitelkeit; denn für mehr schien er die Aufmerksamkeiten seiner jungen Freunde für Lucinden, und die Art, wie sie von dieser erwiedert wurden, nicht zu halten.

Die Zerstreuung, welche ich mir seit einiger Zeit fast täglich in der Reitbahn und auf dem Fechtboden machte, kam meinem Humor und meiner Gesundheit sehr zu Statten. Ich war nie so heiter und lebenslustig gewesen. Der Umgang meiner freundlichen Wirthsleute fing an, mir zum Bedürfniß zu werden. Wir machten öfters kleine Landpartien mit einander. Lucinde tanzte außerordentlich gern; wo sie eine Geige hörte, setzten sich ihre Beine sogleich in taktmäßige Bewegung. Der Liefländer, der zu meinem Verdrusse sich häufig an demselben Orte einfand, ließ eine solche Gelegenheit nie vorbeigehen, ohne ihr die Hand zu bieten, und war gewiß, sie dann gefälliger als sonst zu finden. Er war ein guter Tänzer und machte, mit Lucinden im Arm, eine bessere Figur, als mir lieb war. Einmal glaubte ich zu sehen, daß die glühenden Blicke, die er auf Lucinden heftete, von ihr mit gleicher Wärme erwiedert wurden. Ein Stich fuhr mir durch's Herz; — ich ward mir plötzlich bewußt, daß ich verliebt und von heftiger Eifersucht bewegt war. Lucinden, die vom Tanz erhitzt zurück kam und sich zu mir setzte, entging meine Bewegung und die Ursache

meines Unmuthes nicht. Sie schien nicht unzufrieden mit dieser Entdeckung zu seyn. Gesprächiger als gewöhnlich, scherzte und tändelte sie mit dem Magister, und lachte einige Mal hell auf. Ein paar stachelige Einfälle über den Liefländer, der ihr nicht von der Seite ging, versöhnten mich halb und halb. Endlich stand sie unvermuthet auf und ergriff meinen Arm, damit ich sie durch den Saal führe. — »Tanzen Sie denn gar nicht?« sagte sie, als wir einige Schritte von unseren Begleitern entfernt waren, und sah mich mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln an. Ich entschuldigte mich mit meiner wenigen Uebung. — »Nur ein paar Gänge,« flüsterte sie, und zog mich in den Kreis. — Ich wußte nicht, wie mir geschah; aber sie hielt mich in ihren Armen, und wir flogen durch die Reihen, sechs oder sieben Mal, bis sie erschöpft auf einen Sessel sank und mich neben sich niederzog. Ihre warme, feuchte Hand zuckte in der meinigen; ich fühlte, daß sie mir näher rückte und sich an mich lehnte, als bedürfe sie einer Stütze. Zitternd und unmerklich legte ich meinen Arm um ihren schlanken Leib und drückte sie sanft an mich. — Da stand der Magister vor uns, Lu-

cindens Hut und Ueberwurf in den Händen haltend. — »Der Wagen wartet,« sagte er trocken; »es ist schon spät.« — Lucinde zögerte eine Weile, dann stand sie langsam auf und machte ihren Anzug zurecht. Einige flüchtige Blicke, die sie mir zuwarf, entzückten mich. Jetzt faßte sie des Magisters Arm, und indem sie mir noch ein freundliches: »gute Nacht!« zuflüsterte, schlüpfte sie durch die Umstehenden hinweg und verschwand aus dem Saal.

Der Bursch, der mein Pferd hielt, war nicht zu finden. Scheltend suchte ich ihn in dem Stall und im Hofe, indeß die Kalesche des Magisters rasch davon fuhr. Es vergingen wol zehn Minuten, eh' ich auf meinem Klepper saß. Mit aller Anstrengung konnte ich meine Gesellschaft nicht mehr einholen; die leere Kalesche kam mir schon entgegen, als ich um die Ecke meiner Gasse sprengte. Mißmuthig begab ich mich auf mein Zimmer und suchte Zerstreuung bei meinen Büchern. Aber Pufendorf und Heineccius kamen mir heute unausstehlich breit und langweilig vor; selbst die Dichter gewährten mir wenig Unterhaltung; ihre schönsten Beschreibungen schienen mir doch allzu luftig und nebelhaft.

Nur Boccacio sagte mir einigermaßen zu; ich schlief endlich über einer Erzählung des Decamerone ein.

Am nächsten Morgen konnte ich die Fechtstunde kaum erwarten, wo ich Lucinden zu sehen hoffte. Ich war überrascht, fünf bis sechs junge Leute auf dem Fechtboden zu finden, die sich unter der Anleitung des Magisters mit dem Rappier übten. Die Lehrstunde wollte gar kein Ende nehmen; fast schien es, als ob Meister und Schüler sie mit Absicht verlängerten, um meine Ungeduld auf's Aeußerste zu spannen. Endlich trat Lucinde herein, in einem zierlichen Fechtkleide und in der schönsten Laune von der Welt. Sie grüßte mich freundlich, doch nur im Vorbeigehen, und fing gleich an, einige neue Stellungen und Handgriffe mit dem Rappier zu versuchen. Da kam auch noch der Liefländer mit zwei Fremden, die er einführte. Es schien darauf abgesehen zu seyn, mir recht viel Aergerniß zu verursachen. — Jetzt wendete sich Lucinde unvermuthet zu mir, und forderte mich auf, einen Gang mit ihr zu machen. Ihr anscheinender Kaltsinn reizte mich; ich bot meine ganze Kunst auf, um der ihrigen das Gleichgewicht zu

halten. Mein Eifer und die Leidenschaft, die ich darunter verbarg, ergetzten die schöne Frau; scheinbar tändelnd, aber mit Sicherheit, wich sie meinen Angriffen aus, und als suche sie die Stelle, wo sie mich treffen wollte, streifte ihre Spitze mich einige Mal obenhin; dann, als wolle sie zeigen, wie sie zu besiegen sey, gab sie eine Blöße, die sie nur zögernd deckte. Endlich begriff ich den geheimen Sinn dieses reizenden Spieles. Es war das originellste und ausdrucksvollste Zweigespräch der Liebe, das man ersinnen kann, um sich mitten unter lästigen Zuschauern und Nebenbuhlern auf's Vollkommenste zu verständigen. Ich ward es nicht müde, dieß anmuthige Spiel fortzusetzen, bis Lucinde, mit meiner Gelehrigkeit und ihrem Triumphe zufrieden, mich unversehens entwaffnete, und dem seltsamen Schaugefechte scherzend ein Ende machte.

Von diesem Tage an betrachtete ich mich als Lucindens begünstigten Liebhaber. Die kleinen Vertraulichkeiten, die zwischen uns Statt fanden, waren um so süßer, je geheimer, je seltener und je unschuldiger in gewisser Art sie waren. Ein Händedruck, ein flüchtiger Kuß, auf den Raub genommen oder gegeben, war alles,

was sie gestattete und ich selbst begehrte. Wir sahen uns nie allein; der Magister, obwol dem Anscheine nach nicht eifersüchtig, wußte es doch immer so einzurichten, daß Lucinde überall von Beobachtern oder Bewunderern umringt war. Er zeigte sie den Leuten gern, und war stolz auf ihre Gestalt und Talente, wie auf die Schönheit und Dressur seiner Schulpferde. Ihr Putz lag ihm kaum weniger am Herzen als ihr selbst. Ich bemerkte bald, daß es zu der Sitte des Hauses gehörte, der schönen Lucinde Geschenke in dieser Art zu machen. Da man mich für einen reichen Erben hielt, und ich außerdem auf dem freundschaftlichsten Fuße mit der Familie stand, durfte ich schon etwas mehr thun als ein Anderer. Lucinde belohnte meine Freigebigkeit durch die Auszeichnung, welche sie meinen Geschenken bewies. Keine Farbe, versicherte sie, kleide sie besser, als die ich gewählt, und seit einiger Zeit wollte ihr kein Anzug mehr gefallen, den sie nicht von mir erhalten hatte. Da sie gern und oft wechselte, hatte ich Gelegenheit, meinen Geschmack in solchen Dingen vielseitig darzuthun. Meine Ersparnisse aus früherer Zeit fanden auf diese Weise nach und nach die vollständigste

Verwendung. Zum Glück trafen eben neue Wechsel von meinem Oheim ein. Der Juwelier, bei dem ich einige Nippes für meine Hausfrau aussuchen wollte, zeigte mir eine Schnur Perlen, von großer Schönheit. Ich wußte, daß Lucinde Perlen über Alles liebte. So beträchtlich der Preis war, zahlte ich ihn doch, in der Absicht, meiner Schönen zu ihrem nahen Geburtstag eine Ueberraschung mit ihrem Lieblingsschmucke zu machen.

Lucinde hatte das Kästchen von ungefähr auf meinem Schreibtische gesehen. Da ich ihre Neugierde, den Inhalt kennen zu lernen, nicht befriedigte, vermaß sie sich halb im Scherz, halb im Ernst, dennoch zu erfahren, was ich vor ihr zu verbergen suchte. Als ich nun am folgenden Abend in mein verschlossenes Zimmer trat, war ich höchlich erstaunt, sie vor dem Spiegel sitzen zu sehen, das offene Kästchen vor sich habend, und eben damit beschäftigt, die Perlenschnur durch ihre aufgerollten Haarlocken zu flechten. Lucinde erschrak heftig, aber auf die anmuthigste Weise; und als ich, überwältigt von ihrer Gegenwart und von der reizenden Vertraulichkeit des Ortes und der Stunde, den Arm um

sie schlang, schmiegte sie sich verschämt lächelnd an mich, und ihre frischen, warmen Lippen begegneten den meinigen. Es war ein Moment der süßesten Selbstvergessenheit. Da rauschte die verborgene Tapetenthür, durch welche Lucinde gekommen war, und — der Magister trat heraus. Die erschreckte Schöne riß sich aus meinen Armen, indem sie einen Schrei ausstieß. Ich war wie vernichtet. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich nicht aufzublicken wagte, hörte ich die Tapetenthür verschließen, und der Magister war sammt Lucinden verschwunden.

Ein armer, einfältiger Schelm, der bei dem ersten Diebstahl ertappt wird, kann keine erbärmlichere Figur machen, als ich bei diesem Auftritte. Scham und Reue drückten mich zu Boden, noch mehr die Furcht vor den Folgen, die ich voraus zu sehen glaubte. Die Ehre und der häusliche Frieden meiner schönen Wirthin schienen durch meine Schuld auf immer zerstört. Welch ein Leben stand der Aermsten bevor! Mußte der beleidigte Mann uns Beide nicht für noch schuldiger halten, als wir in der That waren? Konnte er glauben, daß wir das erste

Mal, nur auf wenige Minuten, und von meiner Seite zufällig, uns hier gefunden, und daß, was er gesehen, das Aergste war, was wir uns vorzuwerfen hatten? — Nimmermehr! Lucinde war verloren in der Meinung des rechtschaffenen Mannes, und eine Ehescheidung das Geringste, was ich befürchtete.

Indessen, wie schlimm die Sache auch stand, es mußte gehandelt werden. Ich fühlte mich verpflichtet, und war bereit zu jeder Art von Genugthuung. Das wollte ich meinem ehrlichen Hauswirth noch in dieser Nacht schreiben. Es war dunkel geworden, während ich meine Ueberlegungen anstellte. Ich machte Licht, um meine Absicht sogleich auszuführen. Als ich den Lehnstuhl, worin ich mit Lucinden gesessen, zu meinem Schreibtische rückte, fiel mir ein Papier in die Augen, das in einer Ecke des Lehnstuhles lag. Ich hob es auf, und fand, daß es ein entsiegeltes Billet ohne Aufschrift war. Die Anfangsworte lauteten: »Süße Lucinde!« — und der Name des Liefländers stand darunter. Inhalt und Ton verriethen eine lange gepflogene, keineswegs zweideutige Vertraulichkeit; auch des Magisters ward darin erwähnt, in Ausdrücken,

welche bewiesen, daß ihm das Verhältniß des zärtlichen Paares kein Geheimniß war.

Ich las das Billet zwei-, dreimal, und brach endlich in ein unwillkührliches Lachen aus, das ich lange nicht zu mäßigen vermochte. Plötzlich befreit von meiner Gewissensangst, Furcht und Beschämung, fühlte ich mich leicht und muthwillig, wie ein von der Strafe losgesprochener Schulknabe. Zum Glück war ich nur ein Thor gewesen, kein Verbrecher, und die Tragödie, in die ich mich verwickelt glaubte, verwandelte sich in eine Posse. In dieser Stimmung erblickte ich das Kästchen, worin die Perlen fehlten, welche Lucinde, vermuthlich im Schreck, mit fortgenommen hatte. Ich legte das Billet des Liefländers hinein, und machte einen Umschlag über das Ganze, mit der Adresse: an die schöne Lucinde. Das wollte ich ihr als ein Andenken zurück lassen, wenn ich am nächsten Morgen aus dem Hause abzog, wie ich zu thun entschlossen war. Hierauf verriegelte ich meine Zimmer von allen Seiten, und ging einen Bekannten aufzusuchen, den ich in der letzten Zeit vermieden hatte, weil er einige Mal angefangen, sich über meine Hausleute nachtheilig gegen mich

zu äußern. Jetzt erfuhr ich von ihm, daß Lucinde vormals zu einer Gesellschaft von Kunstreitern gehört, und sich in den Schutz des Magisters, mit dem sie nie verheirathet war, begeben habe, um ihre zufälligen Verbindungen mit einem Theil der werthen Burschenschaft auf einem geregelten Fuße fortzusetzen. Mein Freund wünschte mir Glück, noch so leichten Kaufes den Netzen einer verschmitzten Dirne entkommen zu seyn, die schon mehreren jungen Leuten übel mitgespielt hätte, und nun ehestens durch einen Beschluß des akademischen Senats, sammt ihrem würdigen Beschützer, aus der Stadt gewiesen werden würde.

Am folgenden Tage bezog ich ein anderes Quartier, ohne mich um den Magister Roßtäuscher und seine Gefährtin weiter zu bekümmern. Später erfuhr ich zufällig, daß sie mit ihrem ganzen Marstall auf Reisen gegangen wären, und an der Spitze einer neugeworbenen Gesellschaft von Kunstreitern die umliegenden Landstädte in Kontribution setzten.

Meine Aufmerksamkeit war nun wieder ausschließend auf die Vollendung meiner Studien gerichtet. Ich mußte fleißig seyn, um nachzuho-

len, was ich in den letzten Monaten versäumt hatte. Die Bücher ersetzten mir auf's Neue jeden anderen Umgang, und die abstraktesten Gegenstände zogen mich jetzt gerade am meisten an. Zu meiner Erholung las ich abwechselnd einen alten oder neueren Dichter, nach einiger Zeit wol auch manchmal wieder einen Roman. Ich fand es, wenn nicht angenehmer, doch sicherer, Romane zu *lesen*, als sie zu *spielen*; für's erste wenigstens entsagte ich allen näheren Verbindungen mit einem Geschlechte, das ich von einer so gefährlichen Seite kennen gelernt hatte. Nach einem halben Jahre war mein letzter juridischer Kursus zu Ende. Ich verließ die Akademie, und kam, nach einer zweimonatlichen Reise durch Deutschland, in meine Vaterstadt zurück.

4.

Bei meiner Ankunft fand ich meinen Freund Eduard im Begriff, zur Armee abzugehen, bei welcher er als Volontär Dienste genommen hatte. Mein Mühmchen Cily machte zugleich Anstalten

zu ihrer Hochzeit, aus Verdruß, sagte man, daß Eduard unter die Uhlanen gegangen. Sie war hübscher, aber zugleich kaustischer als jemals; selbst ihre Mutter, die gute Tante Sara, konnte es nicht mehr mit ihr aushalten. Der bejahrte Herr, dem sie gegen alle Erwartung ihre Hand reichte, schien kurz vor der Verlobung etwas nachdenklich über das Glück zu werden, das ihm bevorstand. Mein Oheim lachte; ich hätte doch, bemerkte er, eine recht gute Spürnase gehabt, da ich mich, als Knabe schon, von der kleinen Xantippe zurückzog. Der treffliche alte Mann war wieder ganz heiter und rüstig. Mit meiner Aufführung schien er zufrieden; er hatte mir bereits einen Platz in dem Geschäfts-Bureau eines seiner Freunde ausgemittelt, wo ich mich vorläufig mit dem deutschen Reichsprozeß bekannt machen konnte. Zu gleicher Zeit sollte ich die Doktorswürde nehmen, um dereinst, nach meines Vaters Wunsch, Sitz und Stimme auf der Gelehrtenbank eines Reichsgerichtes erlangen zu können.

Eduard reiste zur Armee ab, und Cily vollzog ihre Heirath, während ich die juristische Praxis mit allem Eifer zu betreiben anfing. Der

Reichsagent, bei dem ich arbeitete, hatte eine einzige Tochter, die er beinahe nicht weniger liebte, als seine Kanzellei, und deren künftigen Mann er zu seinem Nachfolger in seinem weitläufigen Geschäfte bestimmte. Mein Fleiß gefiel ihm; obwol er gegen meine belletristische Schreibart allerlei einzuwenden hatte, glaubte er doch, daß ich unter seiner Anleitung ein tüchtiger Praktikus werden könnte. Meine Vermögensumstände und die Hoffnungen, welche ich auf die Erbschaft meines Oheims hatte, machten mich außerdem zu einer sehr annehmlichen Partie in seinen Augen. Der Ehrenmann entwarf daher in aller Stille den Plan, die Neigung seiner Tochter unmerklich auf mich zu lenken; denn daß ich diese Neigung erwiedern würde, fiel ihm gar nicht ein zu bezweifeln. — Fräulein Agnes war ein ungemein sittsames, wohlerzogenes Frauenzimmer von noch nicht vollen drei und zwanzig Jahren. Man konnte sie beinahe hübsch nennen. Ihre etwas beleibte, runde Gestalt ermangelte nicht einer gewissen Zierlichkeit; Farbe und Zartheit der Haut waren ausgezeichnet; die mehr angenehmen als reizenden Gesichtszüge verriethen große Ruhe und Sanft-

muth. In ihrem äußeren Betragen war sie ein wenig förmlich; wenn sie sprach, was nie ohne hinlänglichen Anlaß geschah, war sie eben so abgemessen als wortreich in ihren Ausdrücken. Man sah, daß Agnes sich für ein verständiges Mädchen hielt, und daß sie erwartete, von den Männern als ein solches behandelt zu werden.

Nach der Erfahrung, welche ich mit Lucinden gemacht hatte, war ein so völlig entgegengesetzter weiblicher Charakter für mich wenigstens nicht abschreckend. Ich unterhielt mich gern mit der gesitteten, zuweilen recht vernünftig sprechenden Tochter meines alten Gönners. Agnes zeichnete mich offenbar aus; aber es geschah mit so vielem Anstande, daß die Aufmerksamkeiten, die ich ihr dagegen bewies, nur die pflichtmäßige Erwiederung der Höflichkeit zu seyn schienen. So bildete sich nach und nach ein Verhältniß zwischen uns, das, meinerseits ganz absichtlos, nicht ohne Ansprüche von Agnesens Seite war, besonders aber von ihrem Vater so angesehen wurde, als ob der Ausführung seines Planes nun nichts mehr entgegen stände. Der Neigung seiner Tochter gewiß und die meinige voraussetzend, wandte er sich an meine Tante, um zu-

erst sie für seine Absichten zu gewinnen, dann aber durch ihre Vermittlung die Zustimmung meines Oheims zu seinem Projekte zu erhalten.

Meine Tante, die seit längerer Zeit alle Erwartungen getäuscht fand, welche sie sich von meinen dichterischen Anlagen gemacht hatte, sah in meiner Neigung zu einem so unpoetischen Wesen, als die Tochter ihres alten Freundes war, nichts Befremdendes mehr. Da ich der Muse ungetreu geworden, war es ihr ziemlich gleichgültig, was ich, in der spießbürgerlichen Beschränktheit, zu der ich mich herabgelassen, für eine Lebensgefährtin erwählte. Sie that sich übrigens auf ihr Geschick, eine Heirathsangelegenheit einzuleiten, etwas zu gute, und nahm es daher auf sich, ihren Bruder Leonhard für die Sache zu stimmen. Für mich sollte ihre Verwendung ein Geheimniß seyn; denn sie liebte die Ueberraschungen, im Leben wie auf der Bühne, und wollte meinem prosaischen Liebeshandel wenigstens dadurch einen etwas romantischen Schwung geben. Daß der ganze Heirathsplan für jetzt noch geheim bleiben solle, war auch die Meinung des alten Herrn; ich sollte erst Doktor werden, und dann eine Zeit lang für

mich prakticiren, bis er mir den größeren Theil seiner Geschäfte, mit der Hand seiner Tochter, förmlich abtreten wollte.

Ich hatte die strengen Prüfungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaften mit Ehren überstanden; meine Inaugural-Dissertation war gedruckt und der Tag festgesetzt, an dem ich die von mir aufgestellten Theses öffentlich vertheidigen sollte. Agnesens Vater, als mein Haupt-Opponent, ließ es sich nicht nehmen, den üblichen Doktorschmaus in seinem Hause zu veranstalten, wozu meine ganze Verwandtschaft eingeladen wurde. Ich war zu sehr mit meiner Disputation beschäftigt, um gehörig beobachten zu können, was um mich vorging. Indessen sah ich wol, daß Etwas im Werke sey, womit man mich zu überraschen gedachte. Die verständige Agnes schien seit einigen Tagen noch feierlicher als gewöhnlich; sie sprach sehr vernünftig von den Pflichten einer Hausfrau, und erröthete dazwischen, so oft ich sie etwas aufmerksamer betrachtete. Das Gesicht meiner Tante Sara hatte einen Zug von Schlauheit, der sich unter einem seltsamen Lächeln verbarg, wenn man sie forschend ansah. Mein Oheim trällerte unverständ-

liche Worte vor sich hin, richtete mitunter eine Querfrage an mich, aus der ich nicht klug werden konnte, und starrte mich gleich darauf an, als hätte er Lust, mich auszulachen. Ein Besuch, den ich meiner Muhme Cily machte, erklärte mir endlich das Räthsel. Sie sprach von dem Doktorschmaus, dem sie beizuwohnen das Vergnügen haben werde, und von ihrem Verlangen, die schöne, geistreiche Agnes als ihre künftige Muhme zu begrüßen. Ich beantwortete Cily's ironische Glückwünsche anfangs als Scherz, was sie jedoch sehr übel nahm. Es werde doch erlaubt seyn, meinte sie, von einem Geheimniß zu sprechen, das morgen an der Tafel der halben Stadt bekannt werden würde. — Ich war wie aus den Wolken gefallen. Cily's Behauptung schien nur allzuviel Grund zu haben. Man verheirathete mich, ohne daß ich Etwas davon wußte, und gab mir ein Wesen zur Frau, von dem mir noch nie eingefallen war, daß es zu einem andern Geschlecht gehöre, als ich selbst. Mit Mühe verbarg ich vor meiner boshaften Cousine die Verlegenheit, worin ich mich befand, und eilte nach Hause, um von meinem Oheim und meiner Tante den Zusam-

menhang dieser seltsamen Geschichte zu erfahren.

Meine Tante war anfangs sehr aufgebracht, als sie hörte, daß alle ihre Bemühung und Feinheit umsonst verwendet seyn sollte, und daß ich gar nicht daran dachte, eine Heirath zu vollziehen, wobei sie Alles so geschickt und geheimnißvoll eingeleitet hatte. Ich mußte zur Dichtkunst meine Zuflucht nehmen, und ihr den halben Horaz und Boileau in's Gedächtniß rufen, um sie nach und nach zu besänftigen. Sie gestand, daß ihr die Wahl, die ich getroffen haben sollte, gleich unbegreiflich gewesen, und daß bloß die Zuversicht, mit der Agnesens Vater von der Sache gesprochen, sie verleitet habe, daran zu glauben. Am Ende ließ sie sich sogar herbei, den alten Herrn über den Irrthum, worin er und seine Tochter sich befanden, auf eine schonende Weise aufzuklären, und diesen unangenehmen Handel, so gut es anginge, beizulegen. Mein Oheim schüttelte den Kopf; er war mit dem ganzen Projekt nie recht einverstanden gewesen, wollte aber auch jetzt mit der Lösung des verworrenen Knotens, worein die Geschäftigkeit der Tante mich und sich selbst verstrickt hatte, nichts zu thun haben. Im Grunde war es ihm lieb,

wenn sich die Sache zerschlug; denn obwol er es sich zur Regel gemacht hatte, meiner Verheirathung — da die Descendenz der Familie davon abhing — kein Hinderniß in den Weg zu legen: so war er doch der Gesinnung nach allzusehr ein Hagestolz, um nicht eine heimliche Freude zu empfinden, so oft ein halb und halb zur Reife gelangter Heirathsplan wieder vereitelt wurde.

Ich befand mich auf jeden Fall in einer ganz besonderen Lage. Agnesens Neigung für mich, an der ich nicht mehr zweifeln konnte, und die wohlmeinenden Absichten ihres Vaters, waren aller Rücksicht werth. Wenn in Herzensangelegenheiten der Vernunft die erste Stimme gebührte, so hätte ich kaum eine bessere Wahl treffen können als die, welche hier mein gutes Glück an meiner Statt getroffen zu haben schien. Agnes besaß unstreitig alle Eigenschaften, welche ein überlegter und wohlgesinnter Mann seiner Hausfrau und der Mutter seiner Kinder wünschen kann. Sie war gesund, nicht unangenehm von Gestalt, gleichmüthig, unermüdet und anstellig in häuslichen Geschäften, unterrichtet genug, um sich mit einem Manne von Verstand über allgemein interessante Gegenstände unter-

halten zu können, dabei so frei von Eitelkeit, als es ein Frauenzimmer in unserer Zeit nur irgend seyn kann; was mehr als Alles ist, sie hatte Grundsätze und die höchsten Begriffe von den Pflichten ihres Geschlechtes und ihres künftigen Frauenstandes. So hatte ich dieses achtungswürdige Mädchen kennen gelernt, und ohne Zweifel würde ich jedem Freunde, der in gleichem Falle mich um meine Meinung befragt hätte, gerathen haben, sie und keine Andere zur Frau zu nehmen. Und diese werthvolle Person hatte mir in aller Unschuld und Ehrbarkeit ihr Herz zugewendet; sie wußte, daß sie von ihren und meinen Verwandten für mich bestimmt sey; sie hielt die Aufmerksamkeit, die ich ihr bezeigte, für die Bewerbung eines Bräutigams, und sah wahrscheinlich selbst eine gewisse Zurückhaltung in meinem Betragen als einen Beweis höherer Achtung und eines männlichen Charakters an, den sie mehr schätzte, als die schmeichelnde Sprache gewöhnlicher Liebhaber. Ich durfte meine Hand ausstrecken, und dieses treffliche Geschöpf war mein: wenn ich sie zurückzog, kränkte und beleidigte ich es auf das Empfindlichste. — Dieß Alles sagte ich mir, und die Wage der Vernunft

stand ganz zu Agnesens Vortheil. Aber sie reizte meine Einbildungskraft nicht; mein Herz blieb kalt: ich wußte sie mit keiner meiner Lieblingsheldinnen in den alten und neueren Dichtern zu vergleichen, außer etwa mit der Penelope, oder mit Elisabeth, der biederen Hausfrau des mannhaften Götz. Bei allem dem war mir nicht wohl zu Muthe: ich fürchtete den morgenden Tag; es war mir gleich peinlich, mich von Agnesen geschieden, und mich mit ihr verbunden zu denken.

Sara's diplomatische Geschicklichkeit, mehr noch der gesunde Verstand meines in Antrag gewesenen Schwiegervaters, ersparten mir den Ausbruch unangenehmer Oeffentlichkeiten, die ich am meisten zu scheuen hatte. Agnesens Vater meldete mir in einem vertraulichen Billet, daß er sich bewogen finde, ein gewisses Projekt, welches zwischen ihm und meiner Tante besprochen worden, auf eine andere Zeit auszusetzen, und dieß um so mehr, da seine Tochter sogleich zu einer kranken Base auf das Land reisen müsse, wo sie sich bis zu deren Herstellung aufhalten werde. Das heutige Fest sollte dessen ungeachtet in gehöriger Ordnung vor sich gehen, und in unseren freundschaftlichen Verhältnissen durch-

aus nichts verändert werden. — Der Ausweg war ziemlich auffallend, aber doch noch der schicklichste, der sich treffen ließ. Mit möglichst anständiger Haltung erschien ich in dem akademischen Saale und vor meinem Opponenten, dessen treuherzige Unbefangenheit und ruhige Fassung ich bewunderte. Die feierliche Handlung ging in üblicher Form und mit dem größten Anstand vorüber. Bei der darauf folgenden Mahlzeit war Niemand aufgeweckter, als unser freundlicher Wirth; die Abwesenheit seiner Tochter ward nicht bemerkt, wenigstens nicht besprochen, und außer einigen spitzigen Reden meiner Muhme Eily, hatte ich nicht das geringste Unangenehme an diesem gefürchteten Tage zu erfahren.

Es ist zweifelhaft, ob mein Kaltsinn gegen Agnesens wirkliche Vorzüge in die Länge würde Stand gehalten haben, wenn sie und ihr Vater es der Mühe werth gefunden hätten, die Verhältnisse zwischen uns noch einige Zeit unentschieden zu lassen. Aber Beide waren sich ihres Werthes zu sehr bewußt, um von der Zeit oder von meiner Laune zu erwarten, was sie als den unbestrittenen Preis ihrer Verdienste fordern zu dürfen glaubten. Nach wenigen Tagen schon

fand eine Erklärung zwischen mir und Agnesens Vater Statt, welche meinen ferneren Besuchen in seinem Hause ein Ende machte. Die geselligen Verhältnisse meiner Vaterstadt verloren dadurch für mich manche Annehmlichkeit. Glücklicherweise nahmen die Unterhandlungen, welche mein Oheim wegen meiner Anstellung bei dem Kammergericht in W— r angeknüpft hatte, eben eine entscheidende Wendung. Man hielt für gut, daß ich ohne Verzug die Reise dahin antrete, um mich den einflußreichen Männern, auf deren Unterstützung mein Oheim rechnen zu können glaubte, persönlich zu empfehlen. Am Tage meiner Abreise gab ein zufälliges Zusammentreffen mit Agnes mir Gelegenheit, Abschied von ihr zu nehmen. Sie schien etwas befangen, aber ihr Betragen war, wie gewöhnlich, voll Sanftmuth und ruhiger Würde. Meine Bitte um ihr freundschaftliches Andenken erwiederte sie nicht ohne Rührung, wünschte mir dann, mit einem reizenderen Ausdruck der Gesichtszüge, als ich je an ihr wahrgenommen, »eine glückliche Lebensreise,« und entzog mir mit einem leisen Drucke ihre Hand, die ich geküßt hatte, indem sie sich schnell entfernte.— Der Eindruck,

welchen dieser Abschied in mir zurückließ, blieb lange in meinem Gedächtniß. Es kam mir nachher öfters in den Sinn, ich hätte damals das einzige Glück verscherzt, welches mir durch die Hand eines Weibes bestimmt war.

5.

Wenn die Leserinnen, nach meinen bisherigen Bekenntnissen, eine unvortheilhafte Meinung von meiner Fähigkeit, wahrhaft zu lieben, gefaßt haben sollten, so werden sie hoffentlich Gründe zur Milderung ihres Urtheiles im Verfolg dieser authentischen Geschichte finden, wofern sie anders nicht schon müde geworden sind, den Selbstbeobachtungen eines ehrlichen Dilettanten in der Liebe noch länger ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Die Begebenheit, welche ich nun zu erzählen im Begriffe bin, nimmt sogar diese Aufmerksamkeit in einem höheren Grade in Anspruch: nicht eben, weil sie reicher an interessanten Ereignissen ist, als meine bisher erzählten kleinen Liebesabenteuer, sondern weil Personen darin auftreten, welche man so-

gleich als eigentliche Virtuosen der Liebe erkennen wird. Wie der kühne Versuch, mit so überlegenen Talenten mich in einen Wettkampf einzulassen, für mich ausfiel, wird man erfahren, wenn man die Geschichte meiner dritten Liebschaft, die zugleich die meiner ersten und letzten Liebe ist, wird gelesen haben.

Es wäre überflüssig, über meine Anstellung bei dem Kammergericht und die erste Zeit meines Aufenthaltes in W—r, mehr als einige Worte zu sagen. Man war mit den Proben meiner Rechtskenntnisse und des praktischen Geschäftsgeistes zufrieden, welche ich gleich anfangs abzulegen erwünschten Anlaß fand. Die Verbindungen meines Oheims, der durch seine Lieferungen für die Reichsarmee mit der deutschen Ritterschaft in vielseitige Berührung gekommen war, thaten das ihrige. Nach einem Jahre ungefähr erhielt ich den Titel und den Wirkungskreis eines Assessors, und war also dem Ziele ziemlich nahe gerückt, welches der Ehrgeiz meines Vaters mir vorgesetzt hatte. Mein Oheim, ungemein erfreut über den guten Erfolg seiner Verwendung und Rathschläge, setzte mich in den Stand, dem Posten, den ich bekleidete, durch

einen anständigen Aufwand Ehre zu machen. Auf solche Weise befand ich mich in meinem neuen Wohnsitze bald in sehr angenehmen Geschäfts- und Lebensverhältnissen.

In den Gesellschaften, welche zu besuchen ich Gelegenheit hatte, zog eben damals ein junges Fräulein, das vor Kurzem in W—r angekommen war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war die Tochter eines verdienten Stabsofficiers, des hessischen Obersten von T—n, der, wie man erzählte, sein Vermögen im Dienste zugesetzt, und, nachdem er auf einem ziemlich großen Fuße gelebt, plötzlich gestorben war, ohne seiner Witwe und seiner Tochter viel mehr zu hinterlassen, als den Anspruch auf eine kleine Pension und einen weitläufigen Prozeß mit seinen Verwandten, welcher bei dem Reichsgerichte anhängig war. Alles, was in W—r zur feinen Welt gehörte, nahm lebhaften Antheil an dem Schicksale der würdigen Oberstin, und noch mehr an dem ihrer reizenden Tochter, deren glänzende Eigenschaften die allgemeine Bewunderung erregten. Die regelmäßige Schönheit einer edlen, beinahe junonischen Gestalt, war der geringste der Vorzüge, durch welche Helmine

von T—n sich auszeichnete. Sie besaß alle Gaben des Umganges im höchsten Grade der Vollkommenheit. Ihr Geist, ihr Gefühl, der Schwung ihrer Phantasie, die unerschöpfliche Fülle ihres stets heiteren Humors, gaben jedem ihrer Worte und ihrem ganzen Seyn und Betragen einen unaussprechlichen Reiz, und sicherten ihr, in welcher Umgebung sie sich auch befand, die Herrschaft über die Gemüther. Immer von der Gegenwart auf's Lebendigste angeregt, überließ sie sich harmlos den Eindrücken des Augenblickes, und schien von den Empfindungen der Theilnahme und des Wohlwollens, welche sie einflößte, in gleichem Maße selbst durchdrungen. Es war unmöglich, sich diesem zauberischen Wesen zu nähern, ohne es zu lieben, und wenn man es liebte, kaum möglich, nicht dem Gedanken Raum zu geben, daß man von ihm wieder geliebt werde.

Zum ersten Mal in meinem Leben empfand ich, daß die Ideale der Kunst nur ein mattes Abbild der Natur sind, und daß vor der Macht der Wirklichkeit die Träume der Phantasie in ihr Nichts verschwinden. Der flüchtige Eindruck, welchen andere Frauenzimmer auf mich gemacht

hatten, kam mit dem, was ich jetzt erfuhr, in keine Vergleichung; ich fühlte mich überrascht und ermuthigt zugleich, die liebliche Erscheinung fest zu halten, in der alle Anforderungen meiner Einbildungskraft übertroffen schienen. Ganz verloren in die Betrachtung von Helminens Vollkommenheiten, wurde ich erst spät gewahr, daß ich in vollem Ernste in sie verliebt sey. Ich erschrak, doch bei weitem nicht so sehr, als die Größe der Gefahr es zu fordern schien. Der Wunsch, das liebenswürdige Geschöpf zu besitzen, war kühn, aber nicht unerreichbar. Helmine war nicht reich, und nicht vornehmer als ich. Jung, ziemlich wohl gebildet, von unabhängigen Glücksumständen, dabei nicht ohne Aussicht, mich zu einem ehrenwerthen Rang in der bürgerlichen Welt empor zu schwingen, konnte ich auf jede Verbindung Anspruch machen, die sich mir unter den ausgezeichneten Personen des Mittelstandes darbot. Mit ziemlicher Zuversicht stellte ich mich daher in die Reihen der erklärten Verehrer des Fräulein von T—n, und durfte dabei nicht fürchten, durch die Aeußerungen einer lebhaften Theilnahme, Helminens Wachsamkeit in einem mehr als gewöhnlichen

Grade aufzuregen. Sie war gewohnt, die Huldigungen der Männer als einen geselligen Tribut zu betrachten, über dessen Bedeutung und eigentlichen Werth Niemand zweifelhaft seyn könne; deßhalb pflegte sie auch den Aufschwung der leidenschaftlichen Sprache, deren Gegenstand sie häufig war, gelegentlich durch eine Wendung milden Spottes niederzuschlagen, wodurch das Gleichgewicht eines harmlos schönen Umganges dann immer wieder für einige Zeit hergestellt wurde.

Bisher hatte ich das Fräulein von T — n bloß in größeren Gesellschaften gesehen, wo der Antheil der Einzelnen an der gegenseitigen Unterhaltung verhältnißmäßig nur gering ist. Es hatte sich einige Mal gefügt, daß, während Helminen eine Schar von Bewunderern umschwärmte, ich in ein längeres Gespräch mit ihrer Mutter verwickelt wurde. Die verständige Unterhaltung der weltklugen, noch recht angenehm aussehenden Dame, machte mir Vergnügen, und auch ihr schien meine unbefangene Weise zu gefallen. Das nächste Mal suchten wir uns unter der Menge gleichgültiger Gesellschafter auf, was von Helminen nicht unbemerkt

blieb. Sie machte sich von dem Schwarm ihrer Verehrer los, um, wie sie halb scherzend halb ernsthaft sagte, dem einzigen jungen Manne näher zu treten, der Sinn und guten Geschmack genug habe, die Unterredung mit einer Frau von Verstand und Erfahrung dem Geplauder eines unbesonnenen Mädchens vorzuziehen. Die Mutter äußerte sich in nicht minder verbindlichen Ausdrücken; und da ich eben Gelegenheit gehabt hatte, der Oberstin einen unbedeutenden Dienst in den Angelegenheiten zu erweisen, welche sie in W—r zurückhielten, ward mir die von Anderen vergebens gesuchte Ehre zu Theil, zu dem kleinen vertrauten Theezirkel der Frau von T—n geladen zu werden. Dieser Zirkel bestand aus ein paar Jugendfreundinnen der Oberstin, aus drei oder vier älteren Herren vom Militär- und Civilstande, welche ihr verstorbener Gemahl zu seinen Freunden gezählt hatte, und aus einigen neueren weiblichen Bekanntschaften Helminens, worunter sich die Baronin von R--g, eine junge, in der umliegenden Gegend begüterte Witwe, durch Geist, Lebhaftigkeit und körperliche Reize am meisten auszeichnete.

Von jetzt an besuchte ich die Oberstin und ihre Tochter, so oft es meine Geschäfte erlaubten, oder ich sie zu Hause traf. Genußreichere Stunden als die, welche ich hier an Helminens Seite zubrachte, habe ich nie durchlebt. Wenn dieses außerordentliche Geschöpf schon in großen Gesellschaften die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckte, so riß sie in dem engeren Kreise weniger Freunde, wo sich ihr bewunderns-würdiges, beinahe universelles Kunsttalent ganz frei entwickeln konnte, unwiderstehlich hin. Sie mochte ruhen, oder in Bewegung seyn, so schien ihre ganze Persönlichkeit von dem reinsten Feuer des Genies beseelt. Die Gegenwart der Freunde diente nur dazu, den immer regen Strom schöner Empfindungen, Bilder und Ideen ihrem Inneren zu entlocken, oder ihm eine neue Richtung zu geben. Es war ein steter Wechsel der anmuthigsten Gemüthszustände, durch die natürlichste Veranlassung herbei geführt, und mit eben so viel Wahrheit als Energie ausgedrückt. Helmine sang, las, phantasirte auf dem Klavier oder der Harfe, tanzte wol auch, oder stellte eine dramatische Scene mimisch dar: — aber Alles dieses geschah, ohne vorbereitet zu scheinen, und

hatte das Ansehen des freien Ergusses eines glücklichen Naturells, welches spielend sich selbst und seine Umgebung ergezt. Der leichteste Ton des Umganges unterbrach häufig die begeisterte Stimmung, und bildete so das Band, welches diese künstlerischen Uebungen zu einem schönen Ganzen verknüpfte. Man hätte jeden solchen Abend ein reizendes Gedicht nennen mögen, und Helminen selbst eine Muse, die, zu den häuslichen Verhältnissen der Menschen sich herablassend, die Alltäglichkeit des Lebens zur heitersten Poesie erhob.

Noch hatte ich nie Gelegenheit gefunden, mit Helminen allein zu seyn. In den zufälligen Gesprächen, welche vor Zeugen zwischen uns gewechselt wurden, stimmte sie ihren Ton zuweilen zu einer Vertraulichkeit herab, die mir unendlich wohl that. Sie unterbrach sich öfters in einer Rede, die an einen Andern gerichtet war, um mich um meine Meinung zu fragen. Bei den herrlichsten Stellen eines Gedichtes oder eines Musikstückes wendete sie sich gern zu mir, als wollte sie den Eindruck beobachten, den sie auf mich hervorbrächten, und nickte mir zu, wenn ich, ihrem Sinne gemäß, mein Wohlge-

fallen darüber bezeigte. Ihr Galanterien zu sagen, verbot sie mir ausdrücklich, weil diese Sprache mir nicht anstehe. Wenn die Rede von der Liebe oder der Ehe war, schwieg sie am liebsten still; doch einmal, als ich mit ihr und der Baronin von R—g in einem Winkel saß, und das Gespräch auf das Heirathen fiel, schilderte sie ihren eigenen Charakter mit der liebenswürdigsten Offenheit. Sie gestand, daß sie ihres reizbaren Gefühles und ihrer Einbildungskraft nicht immer mächtig, schwerlich beständig in ihren Neigungen, und, bei einem überwiegenden Hang, den ersten Eindrücken zu folgen, in großer Gefahr sei, dereinst das Opfer einer Uebereilung zu werden. Dann sprach sie, mit merklicher Wärme, von dem Charakter des Mannes, dem sie allenfalls zutraue, sie, in einer gesetzlichen und glücklichen Verbindung, vor einer solchen Verirrung zu bewahren, brach aber das Gespräch plötzlich ab, indem sie mit einer Art von launischer Ungeduld hinzusetzte, daß sie einem solchen Manne, wenn sie einen kennte, wohlmeinend rathen würde, sich ja nie ernstlich mit ihr einzulassen.

Täuschte mich die Eitelkeit, oder war es wirklich, — ich glaubte mich in dem Bilde zu erken-

nen, welches Helmine von dem Manne ihrer Wahl entwarf. Ich verbarg mir nicht, daß in den Geständnissen des seltenen Mädchens ein Schein von Wahrheit liege; aber gerade die Unbefangenheit, mit der sie ihre vermeinten oder wirklichen Unvollkommenheiten vor mir aufdeckte, vollendete ihren Triumph über mein Herz und meinen Willen. So viel Verstand und Aufrichtigkeit, eine so tiefe Gemüthlichkeit bei so reizbaren Empfindungen, mußten sie in den Augen desjenigen, dem sie sich mit vollem Vertrauen ergab, zu dem liebenswürdigsten aller Weiber machen. Jetzt ward mir meine Liebe zur wichtigsten Angelegenheit des Lebens; es war entschieden, daß Helmine die Meinige werden müsse, um ihrer selbst und um meinetwillen. Ich beschloß, mich ihr zu erklären, sobald sich die Gelegenheit dazu anböte, und der Zufall ließ mich diese eher finden, als ich gehofft hatte.

6.

An einem gewöhnlichen Gesellschaftstage der Frau von T—n sagte man mir bei meinem Eintritt, daß heute keine Gesellschaft kommen

werde, weil die Frau Oberstin den Abend bei einer kranken Freundin zubringe, daß aber das Fräulein zu Hause sey und Besuch annehme. Ich vermuthete, die Baronin von R — g oder eine andere von Helminens Freundinnen bei ihr zu finden, und ging, ohne weiter an Etwas zu denken, in das Besuchzimmer. Es war leer und Alles ganz still. Die Thür von Helminens Kabinet stand halb offen; ich näherte mich leise; — Helmine war allein! — Sie saß auf einem Stuhl, den Rücken gegen den Eingang gekehrt, mit einem Buche in der Hand, worein sie vertieft schien. Eine unaussprechliche Anmuth war über ihre, in nachlässiger Stellung ruhende Gestalt verbreitet. In ihrem Anschauen verloren, blieb ich einige Momente unbeweglich. Jetzt wendete sie von ungefähr den Kopf herum, und sah mich in der Thür stehen. Ohne ihre ruhigheitere Miene zu verändern, grüßte sie mich mit einem leichten Kopfneigen, und wies mit der Hand auf einen Sessel, unfern dem ihrigen, um mich sitzen zu machen. Das Herz schlug mir gewaltsam; ich konnte kaum einige Worte der Entschuldigung über meinen unvorgesehenen Eintritt hervorbringen.

Helmine schien auf das, was ich sprach, nicht zu achten, sondern blätterte ganz unbefangen in ihrem Buche. — »Ich lese die Korinna der Frau von Staël,« sagte sie nach einer Pause; »kennen Sie das Buch?« — Ich bejahte es. — »Man hat mir gesagt,« fuhr Helmine fort, »daß ich mich selbst in der Geschichte finden würde. Wenn ich wirklich dieser Korinna gleiche, so thut es mir um den Geschmack der Menschen leid, denen meine Gesellschaft erträglich dünkt.« — Der Anlaß war so natürlich, ihr etwas Verbindliches zu sagen, was zugleich mit der Wahrheit vollkommen übereinstimmte. In der That konnte eine Vergleichung zwischen Helminen und der Heldin jenes berühmten Romans, in den Augen eines Kenners und Freundes der Natur, nur zum Vortheil der ersteren ausfallen. Helminens Genie that ihrer Weiblichkeit keinen Abbruch; man hätte es vielmehr das Genie der weiblichen Liebenswürdigkeit nennen mögen. — Wir sprachen von Korinnens Verhältnissen zu den Männern. Helmine zeigte wenig Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Virtuosin. »Sie könne sich die Liebe,« sagte sie: »nur in den heitersten Beziehungen denken. Ein Weib,

dessen Phantasie in dieser Hinsicht sich zum Düsteren neige, komme ihr abgeschmackt vor, und könne in der Liebe weder glücklich seyn, noch Andere beglücken.« — Ihre schönen Augen strahlten von der reinsten Heiterkeit, als sie diese Worte sprach, und ich glaubte in meinem Herzen einen ganzen Köcher von Liebespfeilen zu empfinden, die auf einmal darin eingedrungen waren.

Helmine war indessen aufgestanden und hatte sich an das Pianoforte gesetzt, worauf sie zu phantasiren anfing, zuerst in abgebrochenen Sätzen, aber bald mit einer Geläufigkeit und einem Feuer, die an Muthwillen gränzten. — Ich stand wieder an ihrer Seite, und da sie einigemal schalkhaft lächelnd zu mir emporsah, neigte ich mich gegen sie herab und drückte einen Kuß auf ihren blendend-weißen Nacken. Sie that nicht, als ob sie es bemerke, sah jedoch vor sich in den Spiegel, und als meine Blicke den ihrigen darin begegneten, fand ich ihre Miene etwas ernst. Ihr Spiel auf dem Pianoforte nahm einen gemesseneren Gang, stockte nach einer Weile, und hörte endlich sanftverklingend auf. Sie saß wie in Nachdenken versunken da, voll unbeschreiblichen Liebreizes.

Da ermannte ich mich, und mit aller Beredsamkeit, deren die Liebe fähig ist, trug ich dem holden Geschöpf das Anliegen meines Herzens vor, ihr meine Person, meine Besitzthümer und Hoffnungen zu Füßen legend, und sie beschwörend, mich durch das Geschenk ihrer Hand zum Glücklichsten der Menschen zu machen. — Helminens Blicke ruhten mit dem Ausdrucke wohlwollender Theilnahme auf mir, während ich sprach. Sie schien von meinem Antrage nicht überrascht, sondern meine Worte mit prüfender Aufmerksamkeit zu erwägen. Ich hatte ihre Hand gefaßt und bat, da sie noch immer schwieg, zärtlich dringend um Antwort. — »Heute nicht, lieber Freund!« sagte sie mit sanftem Kopfschütteln; — »wenn wir einmal wieder so beisammen sind.« — Ich neigte mich in Ergebung, und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Da ging die Thür auf, und die Baronin von R—g trat herein.

Die Baronin schien mein Hierseyn und die Verlegenheit, in welche mich ihr Eintritt versetzte, nicht ohne Schalkheit zu bemerken. Aber mit der Gewandtheit einer Dame aus der großen Welt brachte sie bald eine Unterredung in den Gang, die mir Zeit gab, meine gewöhnliche Fas-

sung zu erlangen. Sie sprach viel von sich selbst, von ihren Gütern und deren angenehmen Lage, in der Nachbarschaft mehrerer bedeutenden Städte und der reizendsten Badeorte, wo sich die schöne Welt der ganzen Umgegend versammele. Dann fragte sie mich, ob ich ihren seligen Gemahl, den guten alten Geheimen Rath von R — g, gekannt habe; und ohne meine Antwort abzuwarten, erinnerte sie Helminen an die letzte brillante Redoute in den Bädern von E — s, welche sie mit einander besucht hätten, wenige Tage zuvor, eh' ein unglücklicher Schlagfluß sie zur trostlosen Witwe gemacht. Mit gleicher Geläufigkeit ging sie auf zwanzig andere Gegenstände über, scherzte über meine und Helminens Zerstreuung, die mit ihrer lebhaften Unterhaltung nicht Schritt halten konnte; schalt uns, da besonders ich sehr wortkarg blieb, unausstehlich langweilig, und schickte mich endlich kurz und gut nach Hause, indem sie mit ihrer Freundin wegen der Einrichtung des Landhauses, das sie mit einander beziehen wollten, Verabredung zu nehmen habe. Als ich nach einigem Zögern ging, nickte mir Helmine vom Sopha leichthin und gleichgültig zu, kam mir aber in das schon

dunkelnde Vorzimmer nach, und, indem sie wie von ungefähr an mir vorbeistreifte, flüsterte sie mir in's Ohr: »Reden Sie mit meiner Mutter!« — Ich wollte sie entzückt an meine Brust drücken, aber sie war schon entschlüpft.

Es war spät in der Nacht, als ich nach Hause kam. Auf welchem Wege ich dahin gelangte, und was sonst in mir vorging, weiß und erinnere ich mich nicht; — ein glücklicher Liebender hat nur ein Gedächtniß für seine Empfindungen. Die ganze Heiterkeit meiner Geliebten war über mich gekommen, als ich, von meinen Kreuz- und Quergängen unter dem Sternenhimmel, und noch mehr von der inneren Bewegung meiner entzückten Seele ermüdet, in meinem Armstuhle saß, noch immer träumerisch auf Helminens Verschwinden zurück schauend, und die süßen Worte vernehmend, die sie mir zugeflüstert hatte. Mein Diener weckte mich endlich aus meinem Wonnetaumel, indem er mir ein Packet von Briefen und Aktenstücken darreichte, welche in der Zwischenzeit an mich gekommen waren. Ein Brief meines Oheims fiel mir davon zuerst in die Augen. Es war die Antwort auf das Schreiben, worin ich ihm vor einigen Wochen von meiner

Bekanntschaft mit Helminen und von meiner Absicht, um ihre Hand zu werben, Nachricht gegeben. Mein Oheim überraschte mich durch die Versicherung, daß ihm die Familie des Fräuleins von T—n wohl bekannt sey, indem er den Obersten und dessen schöne Gemahlin, während eines längeren Aufenthaltes in Cassel vor etwa funfzehn Jahren, öfters gesehen, und von dem ersteren, bei einem unangenehmen Handel mit einem andern hessischen Officier, sogar einen wesentlichen Dienst empfangen habe. Ob Helmine ein solches Wunder von Liebreiz und Vollkommenheit sey, als ich mir einbilde, bezweifelte er zwar, konnte auch nicht umhin, seinem alten Unglauben über das Glück der Ehe durch einige Witzworte und sarkastische Einfälle Luft zu machen, ging aber dann plötzlich zu der Bemerkung über, daß, wenn man einmal die Thorheit, ein Weib zu nehmen, begehen wolle, es noch am besten sey, sich bei Zeiten dazu zu entschließen, und endigte mit der Frage, wann ich denn auf's Späteste Hochzeit zu halten gedächte? — In einer Nachschrift erwähnte er noch einmal der Frau des Obersten, indem er bemerkte, seine künftige Nichte sey allenfalls hübsch genug,

wenn sie ihrer Mutter gleiche. Eines Wechsels von sechshundert Dukaten, der dem Briefe beigeschlossen war, gedachte er bloß mit den Worten: »zu einem Ringe.«

Ungemein froh gestimmt durch den Inhalt und Ton dieses Schreibens, sah ich die übrigen Papiere nur flüchtig durch, und stand hastig auf, um sie zu weiterem Gebrauch für den folgenden Tag bei Seite zu legen. Da fiel aus dem schnell zusammengerafften Packet eine Karte auf den Boden, welche den Namen meines Jugendfreundes, des Uhlanen-Rittmeisters Eduard von **, trug. Mein Bedienter sagte mir, der schöne junge Officier sey zweimal da gewesen, und habe die größte Ungeduld bewiesen, mich nach so langer Trennung wieder zu sehen; er denke sich nur einige Tage hier aufzuhalten, und werde mich morgen mit dem Früheſten wieder besuchen. — Das Glück schien an diesem unvergeßlichen Abend auf einmal alle seine Gunstbezeigungen an mich verschwenden zu wollen; überhäuft von seinen Gaben, legte ich mich zur Ruhe, den Tag erwartend, der mir die theuerste derselben auf immer versichern sollte.

7.

Ich saß am nächsten Morgen an meinem Schreibepult, mit der Antwort auf meines Oheims Brief beschäftigt, — da flog mit Ungestüm die Thür auf, und mein Freund Eduard lag an meinem Halse. Wir hatten einander seit drei Jahren nicht gesehen, und auch schon ziemlich lange nicht mehr geschrieben, weil zwei entfernte Feldzüge Eduards Aufenthalt sehr ungewiß gemacht, und überdieß meine eigene Uebersiedlung unsere briefliche Verbindung für einige Zeit unterbrochen hatte. Eduard sagte mir, daß er einen kurzen Urlaub genommen, hauptsächlich, um mich in W — r zu besuchen, dann aber auch, um, wo möglich, einem schönen Abenteuer auf die Spur zu kommen, welches ihm vor einiger Zeit aufgestoßen und eben so unvermuthet wieder entschwunden sey, und dessen räthselhafter Gegenstand sich jetzt hier befinden solle. Ueber diesen Gegenstand ließ er sich, wider seine Gewohnheit, nicht näher aus; doch war es merkbar genug, daß die unbekannte Schöne — denn um eine solche handelte es sich, — dem Ritt-

meister noch etwas mehr, als sein alter Spielkamerad, am Herzen lag. Da ich meinen jungen Freund oft, wol auch ohne besonderen Grund, verliebt gesehen, war ich eben nicht neugierig, sein zärtliches Geheimniß zu erfahren. Interessanter war es mir, von seinen Kriegsthaten erzählen zu hören, wovon ihm mehrere die größte Ehre machten, von denen er aber unaufgefordert niemals sprach. Es gehörte zu Eduards Eigenheiten, daß er von dem Guten und Großen, was in ihm lag, oder er vollbrachte, sehr wenig, von manchen geringfügigen Vorzügen und Handlungen aber mehr Aufhebens machte, als schicklich und weise schien. Ohne stolz zu seyn, hatte er zuweilen das Ansehen der Eitelkeit, und auch dieß meist nur in Nebendingen. Er war der schönste Mann, den ich kannte; doch bemerkte ich nie, daß er sich auf seine Gestalt etwas einbilde. Kein Mädchen konnte dagegen auf ihren Geschmack, sich gut zu kleiden, mehr Werth legen, als Eduard auf den seinigen, und man mußte sich billig wundern, daß ein junger Uhlanen-Officier, der so sorgfältig Toilette machte, auf dem Schlachtfelde stets einer der ersten war, seine zierliche Uniform und seinen Alcibiades-Kopf

den Kugeln und Säbelhieben der Feinde auszusetzen.

Nach einer Stunde der herzlichsten Unterhaltung brach Eduard mitten in einer Rede ab und eilte davon, um sein Négligé geschwind zu verändern, weil er die Promenade besuchen wollte. Mich drängte es, den einzigen Gang zu thun, der mir heute wichtig war. Sobald es die Tageszeit erlaubte, ließ ich mich bei der Mutter meiner Geliebten melden. — Die Oberstin empfing mich mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, ohne die Absicht meines Besuches durch irgend einen Anschein von vermehrter oder verminderter Aufmerksamkeit anzudeuten. Meinen Antrag nahm sie mit der Würde einer Frau von Stande, und mit der besonnenen Vorsorge einer liebenden Mutter auf. Sie ließ meinen persönlichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, ja sie gestand, daß ihre Tochter, so weit sie mich kennen gelernt, mit mir eher als mit manchem anderen Manne würde glücklich werden können. Dabei barg sie aber nicht, daß sie, nach den früheren Verhältnissen ihrer Familie und bei den, wie sie wol sagen dürfte, seltenen Naturgaben ihrer Tochter, mit dem Gedanken vertraut ge-

worden, keines der besten Häuser von deutschem Adel würde durch eine Verbindung mit Helminen etwas von seinem Glanze verloren haben. — Ich erklärte mich bescheiden über meine bürgerliche, doch ehrbare Abkunft, indem ich kein Gewicht auf die adelige Geburt meiner Mutter legen wollte; verweilte mich aber etwas länger bei den Vermögensumständen meiner Familie, welche einiger Beachtung werth schienen. Was ich der Frau von T—n von meinem Oheim und von dem guten Andenken erzählte, worin sie selbst bei ihm stand, schien ihr wohl zu gefallen. Sie glaubte sich nach und nach sogar der Gesichtszüge des würdigen Kaufherrn — wie sie ihn mit Auszeichnung nannte — zu erinnern, obwol ihrem Gedächtniß früher sein Name, unter der Menge gleichzeitiger Bekannten entfallen war. Die vornehme Zurückhaltung, welche sie bei meinem Empfang gegen mich beobachtet, machte allmälig einer größeren Freundlichkeit Raum. »Die Hauptsache bei dieser Heirathsangelegenheit,« sagte sie mit einem vertraulichen Lächeln, »sey die Neigung ihrer Tochter und unser gegenseitiges Einverständniß. Zwar habe sich Helmine über den Antheil, den sie an meiner

Person nehme, bisher nicht deutlich gegen sie erklärt, aber ohne Zweifel sey ich über diesen Punkt genauer unterrichtet, und in dieser Voraussetzung trage sie kein Bedenken, zu meinem ehrenwerthen Antrage ihre aufrichtige Beistimmung zu geben.« Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des Kabinet's, worin sich ihre Tochter befand, und lud mich freundlich ein, das Weitere von ihr selbst zu hören.

Helmine saß schreibend am Tisch, als ich eintrat. Sie grüßte mich mit einem herzlichen: »guten Tag!« sah aber gleich wieder auf ihr Papier nieder, um dem Billet, an dem sie schrieb, noch einige Worte beizufügen. — Ich stand einige Augenblicke in stiller Erwartung. Jetzt legte Helmine die Feder hin, und reichte mir mit einem Blick voll innigen Wohlwollens ihre Hand, indem sie sagte: »Dem Freund, auf's Leben!« — Ich stürzte zu ihren Füßen nieder, ihre Hand mit zärtlichen Küssen bedeckend. Sie duldete eine kurze Weile den stummen Ausdruck meines Entzückens, entzog sich aber dann meinen Liebkosungen, indem sie mich bat, mich auf einen Stuhl niederzulassen, der einige Schritte von ihr entfernt stand.

Sie fing an, mit großer Unbefangenheit von unserer künftigen Einrichtung zu sprechen. Unsere Verbindung sollte, nach ihrem Wunsche, im Spätherbst vollzogen werden, wo ich sie und ihre Mutter nach Cassel begleiten sollte. Hier in W—r sollten unsere Absichten für's erste noch geheim bleiben, selbst vor der Baronin, auf deren Verschwiegenheit in solchen Fällen nicht zu rechnen sey. — Ich gestand Alles zu, was sie nur wünschen konnte. Mit Hingebung, ja mit Andacht hörte ich ihren Worten zu, und belauschte jeden Zug ihres holden Gesichtes, dessen Ausdruck mir noch nie so milde und ruhig erschienen war. Die Göttin, mit dem blendenden Glanze, der sie umgab, war vor meinen entzauberten Blicken verschwunden; die liebende Freundin, im sanften Lichte häuslicher Beschränkung, saß still beglückend mir zur Seite.

Ich hatte unvermerkt den Platz auf dem Sopha neben ihr eingenommen, und hielt ihre Hand, die sie mir willig ließ. — »Lieben,« sagte Helmine, wie für sich sprechend, »lieben, wo möglich, ohne Schwärmerei! Weil ich Sie dessen für fähig hielt, habe ich Sie zum Gefährten meines Lebens gewählt. Ich fürchte die Lei-

denschaften; sie machen niemals glücklich.« — »Lehre mich, du holder Engel!« erwiederte ich; »ich will fromm und folgsam seyn, wie ein liebendes Kind.« — Helminens aufgegangene Haarlocken flossen, wie ein dunkler Ambrastrom, um ihren schneeweißen Hals und über meinen Arm, den ich tändelnd darein verwickelte. — »Ihr seyd Alle fromme Kinder, so lange wir Euch Euren Willen thun,« gab Helmine lächelnd zur Antwort, indem sie meinen Arm zurückschob, und die losgemachten Flechten ihres Haares wieder aufsteckte; »aber es taugt nicht, den Kindern immer ihren Willen zu lassen.« — »Sind Sie eine so versuchte Lehrmeisterin?« sagte ich, ihr ein wenig scharf in die Augen sehend; »zwar das Genie bedarf der Erfahrung nicht.« — »Wenn die Ungeschicklichkeit der Männer uns die Erfahrung nicht so leicht machte!« entgegnete Helmine, und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen. — »Sollten Sie nie geliebt haben?« fragte ich ganz unbefangen. — »Kaum,« erwiederte sie ziemlich rasch; »verliebt, glaube ich, bin ich ein paar Tage gewesen. — »Der Glückliche!« seufzte ich: und es war mehr Ernst als Humor in diesem unwillkührlichen Seufzer.

»Ein Nichts, eine Phantasie!« fuhr Helmine, wie für sich redend, fort; — »und doch war ich vielleicht nahe daran, eine Thorheit zu begehen, ja ich beging wirklich eine, denn ich suchte, unter ziemlich romanhaften Umständen, zwei Nächte nach einander einen jungen Mann auf, dessen Charakter und persönliche Verhältnisse ich gar nicht kannte, — bloß, um mich zu überzeugen, ob es der Mühe werth sey, mein Herz an ihn zu verlieren, und ob seine Seele so schön sey, als seine Adonis-Gestalt.« — Ein Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Sinn. »Wie?« rief ich bestürzt: »war es nicht ein Uhlanen-Officier?« — »Nicht doch!« antwortete Helmine lachend; »die Uniformen sind mir so gefährlich nicht. Der junge Niederländer, der sich damals eine Zeitlang an einem benachbarten kleinen Hofe aufhielt, und mir mehr gefiel als je ein Mann vor ihm, gehörte nicht zum Militär, und ging bald darauf nach Westindien, wo er begütert ist. — Doch ich sehe, mein Freund, man wagt bei Ihnen, wie bei den meisten Menschen, wenn man laut vor ihnen denkt. Das sollte nicht seyn, denn ich habe mir vorgesetzt, Sie zum Vertrauten aller meiner Einfälle und Phantasien

zu machen. Erhalten Sie mich ja bei diesem Vorsatz, wenn Sie nicht wollen, daß aus meinen Einfällen wirkliche Thorheiten werden.« —

Die Stimme der Baronin, deren Wagen angefahren war, ließ sich im Nebenzimmer hören. Sie war gekommen, ihre Freundinnen in ihr neues Landhaus abzuholen, das die drei Frauen für den Rest der schönen Jahreszeit mit einander beziehen wollten. Die Unterhaltung der Baronin lag mir ob, während die Damen des Hauses sich zur Abfahrt bereit machten. Ich fand Mathilden weniger munter und gesprächig, als gewöhnlich. Sie schien zerstreut, und überhörte einen guten Theil von dem, was ich ihr sagte. Jetzt stand sie am Fenster und musterte mit gleichgültigen Blicken die Vorübergehenden. Endlich warf sie die Bemerkung hin: daß in den letzten Tagen ungewöhnlich viele Fremde angekommen seyen. Ich stimmte ihr bei, und erwähnte meines Freundes, des Rittmeisters. — »Uhlanen-Rittmeister?« fragte sie, sich lebhaft zu mir wendend. — »Ist er so glücklich, von Ihnen gekannt zu seyn?« erwiederte ich, nicht weniger lebhaft. — Mathilde stockte und sah mich beobachtend an. »Man habe ihn ihr ge-

nannt,« gab sie mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort; »auch habe sie ihn irgendwo ein paar Mal gesehen, wenn sie sich anders nicht in der Person irre.« — Helmine und die Oberstin waren reisefertig. Ich glaubte Mathilden anzusehen, daß sie noch einige Fragen auf dem Herzen habe. Als ich die Damen über die Treppe begleitete, lud sie mich sehr angelegentlich ein, am nächsten Tage in ihrem Sommerhause mit ihnen zu speisen. Sie hatte sich meines Armes bemächtigt, und machte es mir unmöglich, meiner Geliebten auch nur ein vertrauliches Wort zum Abschiede zu sagen. Ein holdseliger Blick, den mir Helmine aus dem fortrollenden Wagen nachsandte, entschädigte mich zum Theil für dieses kleine Mißgeschick der Liebe. Ich wußte übrigens nun, wem die Uhlanen-Uniform gefährlich werden könnte, und glaubte dem Geheimnisse Eduards ziemlich nahe auf der Spur zu seyn.

Als ich Abends die Promenade besuchte, und das Gedränge der eleganten Welt, welcher heute ihre schönste Zierde gebrach, mit kaltsinnigen Blicken durchstreifte, sah ich den Rittmeister zwei schlanken Gestalten nacheilen, welche, die Menge vermeidend, den Weg in eine Seiten-Allee ein-

schlugen. Er hatte sie erreicht, kehrte aber bald mit den Zeichen getäuschter Erwartung zurück. Nun ward er mich gewahr und flog auf mich zu. Er erzählte mir voll Freude und mit einer Hast, die für keine Bemerkung oder Frage Raum ließ, daß die schöne Unbekannte gefunden und, was noch mehr, daß sie frei und Herrin ihrer Hand sey. Ich erfuhr jetzt, Eduard habe sie im vorigen Herbst, während eines kurzen Aufenthaltes in den Bädern von E — s, kennen gelernt. Sie habe offenbar Antheil an ihm genommen, aber sich, als er dringender geworden, seinem Liebeswerben, wie davon erschreckt, plötzlich entzogen, und ihm sogar auf's Strengste verboten, ihr weiter nachzuforschen. Aus allen Umständen habe er geschlossen, daß sie eine verheirathete Dame, vermuthlich die Frau eines benachbarten Gutsbesitzers sey, dessen Eifersucht sie vor aller Welt verborgen zu halten wisse. Erst vor ein paar Wochen sey es dem unermüdeten Eifer seines vertrauten Kammerdieners Louis gelungen, ihren hiesigen Aufenthalt, und endlich heute ihren wahren Stand und Namen zu entdecken. Er habe Grund, zu glauben, daß sie sich seiner noch erinnere, und bald werde er wis-

sen, ob sie Tod oder Leben über ihn beschlossen habe; denn ihr Kammermädchen, dessen Bekanntschaft Louis gemacht, habe versprochen — —

In dem Augenblick bemerkte der Rittmeister in der Ferne seinen Louis, der ihn zu suchen schien. »Auf Wiedersehen, Freund!« sagte er und eilte auf ihn zu, ohne mir zu eröffnen, was ihm das Kammermädchen versprochen, und ohne mir Zeit zu der Bemerkung zu lassen, daß es der Vermittlung der gefälligen Iris schwerlich bedürfe, um ihm Gewißheit über die günstigen Gesinnungen der Dame zu verschaffen. Ich sah Eduarden sehr lebhaft mit seinem Louis sprechen; im nächsten Moment waren Beide aus meinen Augen verschwunden.

8.

Wenn ich einen Roman schriebe, statt einer wahren Geschichte, so wäre es gegen alle Regeln der Kunst, in dem Augenblick ein zweites Liebespaar einzuführen, wo Alles darauf ankommt, dem ersten die Theilnahme zu erhalten, welche der Autor nach und nach seinen Lesern für sie

einzuflößen gewußt hat. Aber ich bin so wenig zum Helden eines Romans gemacht, daß sich mein Stoff keinen Gesetzen der Form fügen will, und es bleibt mir nichts übrig, als einfach zu erzählen, wie sich die Sachen verhielten. Mein Herz war beruhigt; die Aussichten, welche sich mir in die Zukunft eröffneten, konnten nicht heiterer seyn. Ich fand wieder Zeit und Neigung, mich meinen Amtsgeschäften zu widmen, und, was mich überaus glücklich machte, es war das Interesse meiner Geliebten, das mit dieser Beschäftigung auf's Engste verknüpft war. Der wichtige Prozeß ihrer Familie, welcher bei dem Kammergericht anhängig war, sollte im Laufe der Woche vorgetragen und entschieden werden. Der Fall war verwickelt und der eigentliche Rechtspunkt nicht leicht auszumitteln. Obwol die meisten Rechts- und alle Billigkeitsgründe für die Oberstin sprachen, konnte doch auch ihr Gegner Manches für sich anführen; er hatte außerdem warme Freunde unter den Beisitzern, und war überhaupt unermüdet, seine Ansprüche den Richtern auf's Beste zu empfehlen. Der Referent, ein gerechter und unparteiischer, aber etwas ängstlicher Mann, konnte lange mit sich selbst

nicht einig werden, wie er seinen Antrag stellen solle. Einige Unterredungen, die er mit mir über die Sache hatte, gaben seinen Ansichten indeß eine bestimmtere Richtung; und als er unvermuthet erkrankte, bewog er den Präsidenten, mir die weitere Ausführung und die Erstattung des Berichtes zu übertragen.

Der Gegenstand des Prozesses war von Bedeutung; denn der Ausgang machte meine Freundinnen wohlhabend und unabhängig, oder beinahe ganz arm. Noch nie hatte ich meine Rechtskenntnisse auf einen Fall angewendet, der mir so wichtig und den Wünschen meines Herzens so nahe gewesen wäre. Einen Augenblick stand ich bei mir selbst an, ob ich auch ein unbefangener Richter sey und einen Ausspruch in dieser Streitfrage thun dürfe. Aber ich war mir bewußt, daß bloß die Ueberzeugung von dem unbezweifelten Rechte meiner Freundinnen den Wunsch in mir erweckt hatte, es ihnen verschaffen zu helfen. Mit eben so viel Eifer als Besonnenheit ging ich an den Entwurf meiner Deduction. Sie sollte ganz erschöpfend werden, und sogar der Möglichkeit jeder Einwendung vorbeugen. Die Arbeit mußte in drei Tagen voll-

endet seyn, nach welchen der Vortrag erstattet und darüber abgestimmt werden sollte. Ich hatte noch einen persönlichen Beweggrund, diese Frist nicht zu überschreiten. Der Geburtstag der Oberstin fiel nach fünf Tagen. Ich wollte sie und Helminen, denen alles dieß ein Geheimniß war und bleiben sollte, mit der Nachricht, daß ihr Prozeß entschieden und gewonnen sey, zu ihrem Geburtstage als Angebinde überraschen.

Ungern riß ich mich von meinem Arbeitstische los, um der Einladung der Baronin, auf ihrer Villa zu speisen, Folge zu leisten. Als ich ankam, hatten die Damen schon zur Hälfte abgespeist, was mir einen scharfen Verweis von Seiten der schönen Hausfrau zuzog. Mathilde schien ungemein aufgeregt, aber in der glänzendsten Laune von der Welt. Sie sprudelte über von Witz, und ließ besonders mich, das Reichskammergericht und den gesammten Civilstand die Spitzen ihres muthwilligen Humors empfinden. Die Oberstin glaubte aus Höflichkeit die Partei der Justiz nehmen zu müssen, was ich aber ablehnte, wenigstens so lange ihr Prozeß noch im Zuge wäre, welches vielleicht noch eine Weile dauern könnte. Dagegen brachte ich ei=

nen Toast zu Ehren des Kriegsstandes aus, den zwei der anwesenden Damen so nahe angingen, und dem auch die dritte im Herzen nicht abhold zu seyn schiene. Mathilde lachte etwas gezwungen über meinen Trinkspruch, gab aber dem Gespräch schnell eine andere Wendung, indem sie von dem Kirchweihfeste zu reden anfing, welches heute in dem nächsten Dorfe gefeiert würde, und das die Bewohner der Stadt besonders zahlreich zu besuchen pflegten. Sie konnte es kaum erwarten, bis der Kaffee gebracht wurde, und befahl, den Tisch auf den Balkon zu setzen, um der freien Aussicht zu genießen. — Ich mußte lächeln; denn ich zweifelte nicht, daß sie unter den Vorbeikommenden eine Uhlanen-Uniform zu sehen sich gewisse Rechnung machte.

Wir saßen jetzt auf dem Balkon, dessen Aussicht die umliegende Gegend beherrschte. Das Landhaus der Baronin hatte die angenehmste Lage zwischen mehreren anderen, deren Gärten sich berührten, und von denen es das geschmackvollste und ansehnlichste war. Kaum funfzig Schritte von dem Hause entfernt, zog sich die Straße hin, auf der man, außer den gewöhnlichen Reisenden und Fuhrleuten, an schönen

Nachmittagen und Abenden auch die Einwohner der Stadt nach einem benachbarten Belustigungsort, in Wagen, zu Pferde und zu Fuß, in ziemlicher Anzahl vorbeikommen sah. Ich hatte hinter Mathilden Platz genommen, während Helmine sich mit ihrer Mutter über einen häuslichen Gegenstand besprach. Da kam, in der Richtung gegen die Stadt zu, eine Kutsche mit vier feurigen Rossen in scharfem Trab gefahren, und ihr entgegen sprengten zwei Reiter, in deren erstem ich schon von ferne den Rittmeister zu erkennen glaubte. Die Aufmerksamkeit der Baronin war auf die Kutsche gerichtet, deren wildes Gespann den ziemlich holperigen, an der einen Seite steil abschüssigen Fahrweg daher ras'te. Jetzt bemerkte sie Eduarden — er war es wirklich —, dessen Blicke gegen den Balkon gewendet waren, und schrie laut auf, denn sein Pferd bäumte sich und stürzte, da er, die Damen auf dem Balkon grüßend, den Zügel scharf anzog, mit einem gewaltigen Schlag zu Boden. Die Karosse mit dem Viergespann flog in demselben Nu über die Stelle, und ein zweiter Angstschrei, den Eduards Begleiter Louis ausstieß, indem er selbst vom Pferde sprang, ließ

befürchten, daß sein Herr überfahren sey. Auch Helmine und die Oberstin hatten nun die Augen gegen die Straße gerichtet und sahen erstarrt die Schreckensscene an. Ich eilte vom Balkon, meinem Freunde zu Hülfe; die Leute der Baronin folgten mir. Die Oberstin und Helmine waren um Mathilden beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war.

Als ich bei der Unglücksstelle ankam, fand ich meinen jungen Freund in den Armen seines Bedienten am Boden liegen. Sein linker Arm war verwundet und blutete stark, aber der Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit, worin Eduard sich befand, ließ eine noch ungleich gefährlichere innere Verletzung besorgen. Frau von T— n kam nach einer kurzen Weile selbst herab, um den Verunglückten in das Haus bringen zu lassen. Der Anblick des jungen schönen Mannes, der, außer dem Arm, scheinbar unverletzt, starr und bleich wie ein Bild von Alabaster da lag, schien sie eben so sehr zu überraschen als zu rühren. Man trug ihn auf ihren Befehl in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo in der Geschwindigkeit alles so bequem als möglich zu seiner Pflege eingerichtet wurde.

Die Mittel, welche man ohne ärztlichen Rath anzuwenden wußte, hatten keinen Erfolg; nur der Puls und die rückkehrende Wärme der Glieder zeigten noch Leben. Man hatte nach dem Chirurg in dem nahen Dorfe geschickt, und erwartete dessen Ankunft. Auch die Baronin, die der Schreck krank gemacht, und die sich mit Helminen in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, bedurfte des Arztes. Mein Wagen war so eben aus der Stadt angekommen, um mich zu dem Präsidenten abzuholen, der dringend nach mir verlangte. Da ich für jetzt hier nichts mehr nützen konnte, und meinen Freund der verständigen Vorsorge der Frau von T—n getrost überlassen durfte, hielt ich es für's Beste, die Aufträge des Präsidenten schnell zu vernehmen, und inzwischen den Arzt der Damen, der zugleich der meinige war, in meinem Wagen nach Mathildens Villa zu senden. — Ich verweilte mich bis gegen die Nacht bei dem Präsidenten. Mein Wagen mit dem Arzte war seit einer halben Stunde zurück; man hatte den Doktor zu einem andern Kranken berufen. Ich war ohne Nachricht über das Befinden meines Freundes, und warf mich voll Ungeduld in meine

noch angespannte Chaise, um ihn, so spät es auch war, selbst noch zu sehen.

Indem ich in der Dämmerung auf Mathildens Landhaus zufuhr, kam mir Louis auf halbem Wege singend und trällernd, und ziemlich bequem auf seinem Klepper daherschlendernd, entgegen. Erstaunt, ihn hier und in so fröhlicher Stimmung zu sehen, rief ich ihn an: wie sich sein Herr befinde, und wo er hinreite? — Sein Herr, erwiederte der aufgeweckte Bursch, lebe und sey glücklich wie in Mahomeds Paradiese; denn die Houris pflegten und liebkos'ten ihn. Er selbst reite nach der Stadt, um die nothwendigsten Sachen zu ihrer Einrichtung zu holen. Sie blieben für's Erste bei der schönen Unbekannten, und das würde vermuthlich eine Weile dauern, denn noch hätten sie bei keiner jungen Dame im Quartier gelegen, wo man sie nicht lieber hätte behalten, als weiter ziehen lassen wollen. — Damit gab Louis seinem Gaul die Spornen und grüßte mich mit einer recht artigen Cäsars-Miene, als wäre er des guten Glückes bei den Frauen selbst gewohnt, das er seinem Herrn so freigebig zuschrieb.

Bei meiner Ankunft in dem Hause der Ba-

ronin erfuhr ich, daß sich die Damen eben in ihre Zimmer begeben hätten, weil der Kranke in einen Schlummer verfallen sey, welchen der Arzt als die Krisis seines, mehr seltsamen als gefährlichen, Zustandes voraus gesagt habe. Der Chirurg, dessen Obhut Eduard anvertraut war, führte mich an sein Bett, wo ich ihn, zwar blaß, aber heiter und wohl aussehend, in tiefem Schlafe fand. »Vermuthlich,« sagte der Wundarzt, »werde er die ganze Nacht aus diesem heilsamen Schlummer nicht erwachen.« — Eduard machte in dem Augenblick eine Bewegung; ein Lächeln bildete sich auf seinem Gesichte, und ein Seufzer, der Lust vielmehr als der Beängstigung, stieg aus seiner tiefathmenden Brust hervor. — »Es ist eine der Phantasien,« sagte der Chirurg, »mit denen der junge Herr seit seinem Wiederaufleben beschäftigt war. Eine oder auch zwei von den Damen des Hauses schienen ihm wohl bekannt zu seyn, obschon sie sich Beide die Miene gäben, seine Reden für bloße Wirkungen des Wundfiebers zu halten.« — »Das sind sie vermuthlich auch!« unterbrach ich den gesprächigen Chirurg, und verließ ihn, um den Frauen, vor meiner Rückkehr in die Stadt, gute Nacht zu sagen.

Die Damen wollten sich eben in ihre Schlafgemächer zurückziehen, als ich eintrat. Meine Dazwischenkunft schien nicht unwillkommen, wenigstens der Baronin, die mich sehr herzlich begrüßte, und sich noch einmal auf ihr Sopha niederließ, als wäre sie Willens, die Konversation noch eine gute Weile fortzusetzen. Die Haltung, die Miene, das ganze Betragen der drei Freundinnen bezeichnete sehr merklich die Verschiedenheit des Eindruckes, welchen das Erscheinen und der Unfall des anziehenden Fremden auf sie gemacht hatten. Mathilde war in einem überreizten Zustande von Empfindsamkeit, dessen ich sie kaum für fähig gehalten hätte. Sie gab sich ein sehr leidendes Ansehen, und klagte einigemal über unausstehliches Kopfweh; aber ihre Augen leuchteten von Lebenslust und Feuer, und ihre Zunge stand nicht eine Minute still. Helmine war ernsthaft und nachdenkend: sie schien ihre Freundin mit einer Mischung von Mitleid und gutmüthiger Ironie zu betrachten; mir warf sie mitunter einen beobachtenden Blick zu, als wollte sie sehen, welche Wirkung das, allerdings auffallende, Benehmen der Baronin auf mich hervorbrächte. Die Oberstin war am meisten

unbefangen; desto mehr beruhigte mich ihre Versicherung, daß, nach des Arztes und ihrer eigenen Meinung, der Rittmeister außer aller Gefahr sey, und nach wenigen Tagen gänzlich hergestellt seyn werde.

Mathilde versuchte alle Wendungen, um dem lebhaften Interesse, welches ihr »mein armer junger Freund« einflößte — das war ihr Ausdruck —, den Anschein gewöhnlicher Theilnahme und einer ganz unschuldigen Neugierde zu geben. Mit vieler Kunst wußte sie mir Eduards Geschichte, Familienverhältnisse und persönliche Eigenschaften abzufragen, die ich keine Ursache zu haben glaubte vor ihr geheim zu halten. So erfuhr sie denn, mit sichtbarem Vergnügen, von mir: daß mein Freund Eduard aus einer guten, alten Familie abstamme, und ein ansehnliches Vermögen zu erwarten habe; daß er den Ruf eines eben so tapferen Officiers, als angenehmen Gesellschafters besitze; daß ich ihn als einen jungen Mann von dem edelsten Herzen kenne, von glühender Einbildungskraft, und seltener, der tiefsten Leidenschaften fähigen Erregbarkeit des Gefühles. Einige Züge von gutmüthiger Unbedachtsamkeit und großherziger Selbstverläug-

nung, die ich aus Eduards Jugendgeschichte anführte, schienen besonders viel Eindruck auf Mathilden zu machen, und erhielten auch den Beifall der Oberstin. Die Baronin warf endlich die Frage hin: »ob man von Eduards früheren Verhältnissen mit Frauenzimmern nichts zu erzählen wisse?« — »So weit ich diese kennte,« erwiederte ich, »machten sie seinem Herzen mehr Ehre, als seiner Klugheit. Ich hätte ihn einige Mal verliebt gesehen, und zwar in Gegenstände, die seiner Liebe nicht ganz werth waren; aber von seiner Seite hätte diese Liebe stets den Charakter der aufrichtigsten Hingebung gehabt. Mein Freund,« setzte ich hinzu, »bedürfe zu seinem Glücke der Zuneigung einer edlen, geistvollen, ihm an Welt- und Menschenkenntniß überlegenen Freundin; eine solche würde ihn durch ihren Besitz eben so glücklich machen, als sich durch seine Liebe und Treue belohnt fühlen.«

»Gewiß!« sagte Mathilde mit mehr Ernst und Innigkeit, als ich an ihr zu sehen gewohnt war, »ein Mann kann von dem andern nicht mit mehr Wärme sprechen, um ihn der Gunst der Frauen zu empfehlen. Wenn es eine Dame gibt, deren Herz zu gewinnen der Wunsch ihres

Freundes ist, so kann er sich glücklich preisen, einen Vorsprecher wie Sie bei ihr zu haben, denn ich wenigstens kenne kein Frauenzimmer, das für so viele Liebenswürdigkeit unempfindlich seyn könnte, als Sie Ihrem jungen Freunde beilegen.« — Ich bemerkte jetzt, daß Helmine — die unserem Gespräche anfangs gleichgültig, dann mit zunehmender Aufmerksamkeit, und zuletzt mit einer Art von Verlegenheit zugehört hatte — aufgestanden war, und erinnerte mich, daß die Damen, nach den angreifenden Auftritten des Tages, der Ruhe bedürften. Zufrieden mit dem Dienste, welchen ich meinem Freunde bei dem geheimen Gegenstande seiner Zärtlichkeit geleistet zu haben glaubte, nahm ich mit kurzen Worten Abschied, und kehrte heiteren Muthes in die Stadt zurück, mich des glücklichen Ausganges freuend, den Eduards Unfall für ihn zu gewinnen schien, und mir nicht wenig auf den Scharfsinn zu gute haltend, der mich das Geheimniß seiner Liebe so bald hatte errathen lassen.

9.

Mein Vater pflegte zu sagen, eine juridische Deduktion, welche Klarheit und Eleganz mit der gehörigen Gründlichkeit verbinde, sey das schönste Kunstwerk in der Welt, und er zweifelte nicht, daß ein Kenner, wie Charisius oder Tribonian, das gediegene Responsum eines M. Scävola oder Servius Sulpicius Rufus der erhabensten Ode von Pindar oder Horaz müsse vorgezogen haben. Nach der Versicherung meiner Tante Sara, war diese Vorliebe für die Schönheiten der Jurisprudenz der einzige Umstand, welcher die probehaltige Geduld meiner Mutter zuweilen erschöpfte. In einer Anwandlung von eifersüchtiger Laune habe sie einmal sogar behauptet, mein Vater habe dem Drucker seines Traktats über die römischen Gesetze gegen die Hagestolzen, wegen der typographischen Ausstattung dieses Werkes, mehr Komplimente gemacht, als ihr, oder der Hebamme wegen ihrer Bemühung, bei meiner Geburt. — Ich kann mich nicht rühmen, in dem Grade meines Vaters Sohn zu seyn, daß ich die Zierlichkeiten einer juristischen Abhandlung einem schönen Gedichte von Göthe

oder Schiller, einer geistreichen Landschaft von Claude Lorrain, oder wol gar dem seelenvollen Ausdrucke eines reizenden Frauengesichtes vorzöge; aber in meine Deduktion des Rechtsgrundsatzes, wonach der T—nische Erbschaftsstreit entschieden werden sollte, war ich, ehrlich gestanden, verliebt. So lange ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, hatte ich für keine andere ein Geschick, und kaum einen Sinn für einen anderen Gegenstand. Selbst meine Geliebte schien für den Augenblick weniger Interesse für mich zu haben, als ihr Familienprozeß. Nur zweimal innerhalb drei oder vier Tagen nöthigte ich mir eine halbe Stunde ab, um Helminen und den Rittmeister zu sehen, von dessen zunehmendem Besserbefinden ich übrigens täglich die befriedigendsten Nachrichten erhielt.

Ich fand Eduarden das erstemal noch etwas schwach, aber ungemein anziehend, in dem zierlichsten Schlafrock auf seinem Ruhebette; die Baronin sehr aufgeweckt ihm zur Seite, Helminen und deren Mutter mit ihren Arbeiten in einiger Entfernung sitzend. Eduard hielt die Hand Mathildens, die ihm eben etwas Artiges gesagt haben mochte, in der seinigen, als ich in's Zim-

mer trat. — Ich stand lächelnd vor der Gruppe, indem ich meinem Freunde zu seiner schnellen Herstellung Glück wünschte. Ein leiser Seufzer war Eduards Antwort, wobei er kopfschüttelnd auf das Herz zeigte, als sey die Wunde hier noch nicht geheilt. — Ich richtete einige Worte an Helminen und die Oberstin, welche mir feierlicher als gewöhnlich vorkam, und ein paar Fragen wegen ihres Prozesses an mich stellte, deren Beantwortung ich vorsichtig auswich. Als ich Helminen sagte, daß mich eine dringende Arbeit die ganze Woche an meinen Schreibtisch festbannen würde, sah sie mich eine Weile verwundert an, unterdrückte aber eine spöttische Bemerkung, die ihr auf den Lippen schwebte. Ich dachte an den römischen Senator, der in einem ähnlichen Fall, gegen seine Frau oder seine Mutter, eine gleiche Standhaftigkeit bewies, und freute mich zum voraus der Genugthuung, welche ich von Helminen zu erwarten hatte, wenn sie erst von meiner Deduktion und deren Wirkungen unterrichtet seyn würde.

Die Ungeduld der Baronin unterbrach diese etwas peinliche Zwischenscene. Sie rief ihre Freundin gegen die Langeweile zu Hülfe, die sie

dem Rittmeister, oder er ihr machte. Eduard behielt sein angenehm leidendes Wesen; man konnte nicht liebenswürdiger unter Frauen seyn, ohne selbst zum Weibe zu werden. Er bat Helminen, die Romanze zu singen, die er diesen Morgen aus seinen offenen Fenstern mit Entzücken gehört habe. Auch die Baronin drang in sie; aber sie lehnte es ab, ungeachtet ich selbst sie darum ersuchte. Eduard schmollte eine Weile, lieblich wie ein Mädchen; endlich fing er an, allerlei Possen zu treiben, und die Rolle des launischen Verliebten mit drolliger Uebertreibung zu spielen, wobei er es mit viel Takt und Feinheit zweifelhaft zu machen wußte, ob die ernsthafte Absicht dieses Spieles auf Mathilden, auf Helminen, oder gar auf die Oberstin gerichtet sey, die in der That nicht am wenigsten davon ergetzt schien. Doch die naive Zuthätigkeit der Baronin stellte sie bald wieder als die Hauptperson in diesem kleinen Konzertantstücke der Galanterie und des Witzes dar, und es schien ausgemacht, daß schon das beste Vernehmen zwischen ihr und dem Rittmeister bestehe.

Es wurde viel von den Bädern von E— s und den dasigen Unterhaltungen gesprochen.

Mathilde verhehlte nicht, daß die Eifersucht des seligen Geheimen Rathes ihr ein etwas lächerliches Inkognito aufgedrungen, und sie genöthigt habe, die allerliebsten Bälle nur verstohlen, und vermummt wie eine alte Sibylle, zu besuchen. Auch der damaligen Begleiter Eduards wurde erwähnt, besonders des Chevaliers de **, dieses räthselhaften Niederländers oder Westindiers, von dem man noch heute nicht wüsse, welche von den verschiedenen Gestalten, worin er erschien, seine eigentliche gewesen. Ich sah Helminen stark erröthen, als der Chevalier genannt wurde. Ihr Abenteuer war also gleichzeitig mit dem meines Freundes, und dieser kannte meinen gefährlichen Nebenbuhler, ziemlich genau, wie es schien. Meine Neugierde ward, ungeachtet meiner gelehrten und richterlichen Zerstreuung, erweckt. Aber Niemand wollte auf meine Fragen, die ich mit vieler Behutsamkeit einleitete, rechten Bescheid geben. Die Baronin schien ihre Zurückhaltung mit einer geheimen Schadenfreude zu verbinden; Helmine behauptete mit einigem Mißmuth ihre stille Würde; Eduard verwirrte sich mehrere Male in seinen doppelsinnigen Reden und Antworten. Aus Allem erhellte, daß

weder meine Geliebte, noch mein Freund an den Niederländer und an das Verhältniß erinnert seyn wollten, worin sie mit ihm gestanden. Mein Zartsinn bezähmte meine Neugierde. Wußte ich doch, daß der Mann, den ich gefürchtet, weit entfernt war, und daß man sich des Antheils beinahe schämte, welchen man ehedem an ihm genommen. Ich war befriedigt durch den unvollkommenen Aufschluß, den ich erhalten hatte, und dachte nicht weiter an meinen unbekannten Rival, als ich zu Hause wieder bei meiner Arbeit saß.

Das nächste Mal traf ich meinen Freund und seine schönen Pflegerinnen bereits in dem Garten. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft war heute merklich verändert. Der Rittmeister hatte Briefe von seinem Vater und von seinem Regiment zugleich erhalten. Die Art von Waffenruhe, die seit mehreren Wochen Statt gefunden, schien bald bedeutenden Kriegsereignissen weichen zu müssen. Eduard war entschlossen, in drei Tagen zu seinem Regimente zurückzukehren. Sein militärischer Geist war in ihm erwacht; die Galanterie und die Liebe hatten nur mehr die zweite Rolle. Von der anderen Seite mel-

dete ihm sein Vater, daß ihre Familie durch den Tod ihres Vetters, von dem ihr ein großes Fideikommiß zufiel, um eine halbe Million reicher geworden. Der alte Herr wünschte, daß Eduard die Kriegsdienste verließe, und an eine Heirath dächte. Die Oberstin fand den Wunsch des Vaters, in den Umständen der Familie, sehr natürlich; auch Mathilde schien nichts dagegen zu erinnern zu haben: aber Eduard erklärte sich voll Unwillen wider einen solchen Plan in dem jetzigen Zeitpunkte, und Helmine stimmte mit Wärme dieser Meinung bei, über die, wie sie sagte, ein Soldat nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn könne. Man stritt noch eine Weile hin und wider; doch die kriegerische Gesinnung behielt die Oberhand, und endlich fing auch Mathilde an, dem Entschlusse ihres Liebhabers die poetische Seite abzugewinnen. Sie summste etwas betrübt Klärchens Lied aus dem Egmont, wobei ein Paar der schönsten Thränen in ihren gefühlvollen Augen glänzte.

Von Egmont und Klärchen kam man auf Percy Hotspur und seine Lady zu sprechen. Hotspur war immer Eduards Lieblingsheld gewesen, trotz der rauhen Außenseite dieser Feuerseele, welche

mit seiner eigenen Zierlichkeit so seltsam abstach. Helmine, die den Shakspeare über Alles hochschätzte und zur Hälfte auswendig wußte, fing die artige Scene der Lady mit ihrem Mann zu recitiren an; Eduard fiel sogleich im Charakter des Hotspur ein, und setzte den Dialog mit großer Lebendigkeit fort. Dieß unerwartete Talent meines Freundes machte einen sehr angenehmen Eindruck auf beide junge Damen. Nachdem die Oberstin sich entfernt hatte, schlug Helmine vor, zur Feier des Geburtstages ihrer Mutter eine kleine theatralische Vorstellung zu geben, wobei, außer ihr und Mathilden, auch Eduard eine Rolle übernehmen sollte. Der Rittmeister willigte nach einigem Zögern ein. Man war lange unschlüssig, welche Scene aus Shakspeare's Werken man darstellen wollte. Der kurze Auftritt zwischen Hotspur und Lady Percy war zu unbedeutend. Die Hauptmomente im Lear, Macbeth und Othello paßten zu der Persönlichkeit der Darsteller nicht. Zur Gerichtsscene im Kaufmann von Venedig fehlten der Jude und mehrere Nebenpersonen. Das Letztere war auch bei'm Cymbeline und dem Sturm der Fall. Ich brachte endlich die Balkonscene in Romeo und Julie in

Vorschlag, wobei ich von Mathilden lebhaft unterstützt wurde, welche in einer Anwandlung von humoristischer Selbstverleugnung sich anbot, die Amme zu spielen, eine Rolle, für die sie ganz geschaffen sey. Dafür versprach Helmine ihrer Freundin in einer anderen Gattung von Schauspiel, wozu sie den Entwurf im Kopfe trage, Gelegenheit zu verschaffen, ihr schönes Talent auf das Vortheilhafteste zu zeigen. — Ich verließ meine Freunde, sehr vergnügt, einen Einfall gehabt zu haben, von dessen Ausführung ich mir einen Genuß der seltensten und köstlichsten Art versprechen zu dürfen glaubte.

Die zwei folgenden Tage waren ausschließend der Vollendung meines richterlichen Gutachtens, und endlich dem Vortrage desselben in voller Rathssitzung, gewidmet. Meine Gründe, meine Beredsamkeit, die gute Sache siegten. Die Mehrheit der Stimmen sprach die streitige Erbschaft den gesetzlichen Erben des Obersten zu, mit Ausnahme eines kleinen Lehengutes, welches ihrem Gegner zufiel. Die bedeutenden Gerichtskosten wurden zwischen den Parteien ausgeglichen. — Mein Triumph war vollkommen. Ich betrieb mit großem Eifer die Ausfertigung des

Urtheils, wovon ich der Oberstin am nächsten Morgen — ihrem Geburtstage — selbst eine Abschrift überbringen wollte.

Ich hatte Helminen am vorigen Abend mit einigen Zeilen gemeldet, daß ich sie und ihre liebenswürdige Hausgenossenschaft heute und während des folgenden Tages nicht würde sehen können, und unter dem allgemeinen Vorwand dringender Geschäfte um Entschuldigung gebeten. Bei meiner Zurückkunft aus der Rathssitzung fand ich ihre Antwort, deren dunkle Andeutungen durch den scherzhaften Ton die Wirkung verloren, welche sie wol sonst in mir hätten hervorbringen können. Helmine wünschte mir Glück, und halb und halb sich selbst, daß ich über den Obliegenheiten des Liebhabers die Pflichten des Gerichtsbeisitzers nicht versäume. Sie lobte den Styl meines Briefes, den sie ein Muster von wohlgesetzter Prosa nannte; das verspreche einen guten Ehemann, denn die Poesie passe höchstens zur Liebe, doch in die Ehe ganz und gar nicht. A propos der Poesie fragte sie: ob der Herr Assessor nicht wenigstens Abends Zeit finden werde, Juliens Mondschein-Reverien mit anzuhören? Früher hätte sie sich meinen Besuch ohne-

hin verbitten müssen, da ihr die Einübung ihrer Rolle keinen Augenblick frei lasse. Uebrigens werde es ihr angenehm seyn, nächstens einmal ein vernünftiges Gespräch unter vier Augen mit mir zu führen, um sich von dem poetischen Rausche, worein ihre Umgebung sie versetze, recht auszunüchtern. — Es war zu viel Milde in diesem Spott, und er hatte zu viel Aehnlichkeit mit dem Tone, in dem Helmine gewöhnlich von der Liebe sprach, als daß ich dadurch hätte beunruhigt werden sollen. Meine scheinbare Gleichgültigkeit konnte sie ein wenig übel gelaunt machen; aber ich war meiner Rechtfertigung gewiß, wenn sie den Grund erführe, der mich von ihr entfernt hielt. Mit dieser Ueberzeugung kam ich bei einbrechender Nacht in dem Landhause der Baronin an, wo ich eine glänzende Gesellschaft versammelt fand, um das kleine dramatische Fest zur Geburtsfeier der Oberstin mit anzusehen.

10.

Der Salon war recht geschickt und einfach in ein artiges kleines Theater umgestaltet wor-

den, und das Orchester fing, bald nachdem ich eingetreten war, die Ouverture aus Zingarelli's Romeo und Giulietta zu spielen an. Eine tiefe Stille herrschte, als sich der Vorhang erhob. Julie zeigte sich auf dem Balkon, im Nachtkleide, vom zauberhaften Lichte des Mondes umflossen. Im halbdunkeln Vorgrunde bewegte sich lauschend die Gestalt des Romeo. Seine ersten Worte schon, in gedämpftem Tone gesprochen, schienen ein Hauch von Wohllaut und Liebe. Die Innigkeit des Gefühles mäßigte den Aufschwung der begeisterten Rede, deren kühne Bilder durch den seelenvollen Vortrag sich in die einfache Sprache des Herzens verwandelten. Mit der zartesten Empfindung süßer Schwärmerei sprach Romeo die Worte:

„Wär' ich der Handschuh doch an ihrer Hand,
Daß ich die Wange so berührte! —"

Doch ein Laut aus Juliens Munde, gleich einem Anklang der Aeolsharfe, ließ sich vernehmen, und Romeo's Entzücken, die Melodie der holden Töne zu trinken, theilte sich, wie durch eine elektrische Berührung, allen Zuhörern mit. Für mich verschwand, während Julie sprach, meine und ihre Umgebung, die Erinnerung selbst,

daß, was ich hörte, jene wunderbare Dichtung sey, in welcher ich so oft, wie in einem magischen Spiegelbilde, alle Geheimnisse und Zauber der Liebe vorahnend erkannt und empfunden hatte. Es war Helmine selbst und ihr innerstes Gemüth, das sich zum erstenmal in seiner ganzen Innigkeit und Kraft vor mir zu entfalten schien; — solche Huld, solche Liebe,

»gränzenlos und tief wie das Meer,«

war in ihrer Brust verschlossen. Die tiefgefühlten Worte, die sie von den Lippen hauchte, drangen in mein Herz und wekten darin Akkorde, von denen Romeo's Antworten auf der Bühne nur das Echo waren. Daß diese mich nicht störten, bewies mir allein, wie vortrefflich Eduard seine Rolle spielte, denn darauf zu merken vermochte ich nicht.

Juliens wiederholtes Ab- und Zugehen, das Flüstern ihrer Silberstimme durch die Nacht, mit dem sie

»den edlen Falken zurücklockt,«

ihr holdseliges Zaudern und Vergessen, damit sie den Geliebten noch behalte,

»derweil sie sich besinnt;«

endlich das tausendfache:

„Gut' Nacht! gut' Nacht! — So süß ist Trennungsweh,
„Ich riefe: gute Nacht! bis ich den Morgen sähe," —
Alles entzückte mich und vollendete die Täuschung, worein die wundervolle Kunst des Dichters und der Darstellerin mich versetzte. Als wäre ich, wie Romeo, durch den Haß ihres Hauses und durch die Schwerter ihrer wilden Vettern von der Geliebten getrennt, sandte ich ihr, als der Vorhang unter dem lärmendsten Beifall herabrollte, bloß den halblauten Wunsch der zärtlichsten Sehnsucht nach:
„Schlaf wohn' auf deinem Aug' und Fried' in deiner Brust!
„O, wär' ich Schlaf und Fried', und ruht' in solcher Lust!" —

Ich war noch in dieses süße Vergessen meiner selbst versunken, als der Vorhang wieder aufging, und die Baronin in der reizenden Tracht einer französischen Winzerin vor den Zuschauern erschien, um in einem witzigen Impromptu der Dame des Festes ihre Glückwünsche darzubringen. Die Schlußverse machten zugleich die Einleitung zu einer Reihe pantomimischer Gemälde, welche nun folgten, und woran, außer der Ba-

ronin, auch Helmine und Eduard Theil nahmen. Das Ganze war eine liebliche Idylle von Helminens Erfindung, die wetteifernde Bewerbung einer Städterin und eines Landmädchens um das Herz eines jungen Kriegers darstellend. Ein sehr belebter Wechsel naiver, kokettirender und leidenschaftlicher Aeußerungen der Liebe und Eifersucht, durch ein Mißverständniß veranlaßt, und mit gutmüthiger Ironie durchgeführt, machte diese kleinen Gemälde ungemein anziehend. Die Auflösung der Intrigue, welche die vermeinte Nebenbuhlerin als Schwester des Geliebten zu erkennen gab, schloß die Handlung auf eine befriedigende Weise. Mathilde entwickelte in der Rolle des eifersüchtigen Landmädchens ein Talent, das eben so sehr überraschte als ergetzte; es schien unmöglich, mehr Reiz und Wahrheit in diesen Charakter zu legen, welcher nach der Anlage des Idylls die Hauptperson vorstellte. Dennoch ward sie von der Virtuosität und Anmuth verdunkelt, womit Helmine die untergeordnete Rolle ihrer Nebenbuhlerin spielte. Diese Ueberlegenheit schien gegen den Schluß sogar störend auf die Deutlichkeit der Handlung und den Ausdruck der Mitspielenden zu wirken. In

dem Augenblick, wo die Schwester des jungen Kriegers der Neckerei ein Ende machte, und die enttäuschte Geliebte in die Arme des Bruders führte, schien sie von diesem noch leidenschaftlich begehrt und von jener gefürchtet zu werden. Ja ich glaubte in Mathildens Mienen- und Geberdenspiel eine heftige Bewegung der Eifersucht zu bemerken, die offenbar nicht in den Plan der kleinen Dichtung gehörte, und es war Zeit, daß der Vorhang fiel, um den versöhnenden Ausgang der Idylle nicht zweifelhaft zu machen.

Ein unaufhörlicher Beifallsturm erschütterte den Saal. Man wünschte die Schlußgruppe noch einmal zu sehen; aber der Vorhang blieb verschlossen. Ich suchte mich durch das lebhafte Gewühl der Abschied nehmenden Gäste zu drängen, um auf die Scene zu kommen, und mich dem zauberischen Wesen — meiner Geliebten und Braut! — einige Augenblicke zu nähern, welches diesen Aufruhr allgemeinen Entzückens hervorbrachte. Keines der Mitspielenden befand sich mehr auf der Bühne. In dem anstoßenden Corridor, der die Verbindung zwischen den beiden Flügeln des Gebäudes bildete, und zugleich einen Ausgang in den Garten hatte, traf ich

auf Louis, welcher sich eben, unter einem ziemlich unfreundlichen Wortwechsel, von Mathildens Kammermädchen trennte, und mit der Entschuldigung: »sein Herr erwarte ihn,« hastig an mir vorbeischoß. — Es war mir unmöglich, in dieser Aufregung meiner Empfindungen das Haus zu verlassen. Ich stieg die Gartentreppe herab, und sah durch das Gitterthor den Hofraum nach und nach leer und still werden. Meinem Jakob, den ich im Hofe bemerkte, befahl ich, mit dem Wagen in einiger Entfernung vom Hause zu warten, bis ich kommen würde.

Die letzten Gäste fuhren weg, und ringsum ward es ganz still. Die herrliche Mondnacht verbreitete ihr magisches Helldunkel über Haus und Garten. Ich stahl mich in ein nahes Boskett, aus dem ich den Flügel des Gebäudes, worin meine Geliebte wohnte, beobachten konnte. Ein schwacher Schein von Licht erhellte die Fenster ihres Schlafzimmers. Nach einer Weile hörte ich ein Fenster öffnen und einzelne Guitarretöne ließen sich vernehmen. Ich glaubte Helminens Gestalt im weißen Nachtgewand zu sehen, wie sie es zuvor als Julie getragen; aber die Aeste eines großen Akazienbaumes, welche das Fenster

zur Hälfte bedeckten, hinderten mich, die Gestalt deutlich zu unterscheiden. Doch bald gab ihr meisterhaftes Spiel auf der Guitarre sie zu erkennen, und noch mehr der Strom ihrer Zauberstimme, der sich durch die Nacht ergoß. Sie hatte den ersten Satz eines bekannten italienischen Duetts zu singen angefangen, und präludirte auf der Guitarre, um den Uebergang zum zweiten zu bezeichnen. Da fiel unerwartet ein wohlklingender Tenor ein, und ersetzte die mangelnde zweite Stimme. Es war die Stimme Eduards, der im Erdgeschoß wohnte und seine reizende Nachbarin, wie ich, belauscht hatte. Helmine stand einen Augenblick an, ob sie fortfahren solle, that es aber doch, nur anfangs mit etwas zurückgehaltenem Tone. Ihr seelenvoller Vortrag wirkte begeisternd auf ihren Mitsänger; ich hatte das schöne Musikstück nie vollkommener ausführen hören. Der trefflich gesetzte Wechselgesang drückte den Kampf des Stolzes und der Liebe in zwei, durch Mißverständnisse und widrige Zufälle veruneinigten Gemüthern aus, und durchlief die ganze Leiter der, diesen mächtigen Leidenschaften angemessenen Tonarten. Die Wirkung der beiden klangreichen, wunderbar in

einander schmelzenden Stimmen war besonders in dem meisterhaften Schlußsatze hinreißend. — Ich wollte aus meinem Versteck hervortreten und mich dem Rittmeister zu erkennen geben; da hörte ich das Flüstern weiblicher Stimmen hinter mir, und sah, indem ich mich mehr in das Dickicht zurückzog, die Baronin, von ihrem Kammermädchen begleitet. Sie bemerkten mich nicht, sondern gingen an mir vorbei, an die Stelle, wo zuvor ich gestanden.

Das Geflüster wurde lauter und mir zum Theil verständlich. Mathilde schien äußerst erhitzt; sie zankte mit ihrem Kammermädchen, welchem sie vorwarf, an dem Schimpf, der ihr widerfahre, Schuld zu seyn. Das Mädchen schob alle Schuld auf Louis, der sie getäuscht und ihr ausdrücklich gesagt habe, es sey die Frau Baronin, und nicht Fräulein Helmine, in die sein Herr verliebt sey. — »Sieh, sieh!« flüsterte Mathilde jetzt ihrer Begleiterin zu; »welche Verwegenheit! Er steigt aus dem Fenster.« — Ich war außer mir vor Erstaunen; denn als ich, von diesen Worten heftig aufgereizt, aus meinem Dickicht hervorsah, stand Eduard wirklich im Garten, und gab, durch eine halb laut ge-

sprochene Rede des Romeo, Helminen ein Zeichen seiner Gegenwart. Ich sah sie, zu meinem noch größeren Erstaunen, an dem offenen Fenster erscheinen, und sich mit einiger Behutsamkeit herauslehnen, indem sie aufmerksam horchte, um Eduards leises, aber eifriges Gespräch zu verstehen. — »Sie haben nicht wenig mit einander abzukarten,« hörte ich die Baronin sagen; »es ist ganz so wie zu E— s, wo sie sich ein Rendezvous hinter meinem Rücken gaben. Der doppelzüngige Verräther! und sie, die gleißnerische Schlange! Aber ich will nicht leben, oder mich an der Treulosen rächen!« — Ein Zittern überfiel mich; denn ich glaubte zu sehen, daß Eduard sich auf den Akazienbaum zu schwingen suchte, um Helminens Fenster zu erreichen. Mathilde, welche diese Bewegung ebenfalls bemerken mochte, stieß einen Schrei aus und stürzte aus ihrem Hinterhalt hervor. Helminens Gestalt verschwand augenblicklich am Fenster. Eduard, der von dem Baume zurückweichend, sich entschlossen umsah, blieb einige Sekunden stehen und ging dann langsam zum Gartenthor hinaus. Mit einer Verwünschung, die sie dem Rittmeister zurief, nachdem sie ihm eine Weile

nachgestarrt, eilte Mathilde davon. — Ich blieb allein, betäubt, keines Gedankens fähig, keiner Entschließung. Wankend trat ich aus dem Boskett; meine Knie brachen unter mir, ich sank zu Boden. Die bitterste Empfindung, welche ich je erfahren, erfüllte mein Innerstes. Ich weinte, und schämte mich meiner Thränen. Mühsam raffte ich mich endlich auf und schleppte mich an der Gartenmauer hin, um einen Ausweg auf das Feld zu suchen. Durch eine kleine Seitenthür, die ich nur angelehnt fand, kam ich in's Freie; da sah ich von fern meinen Wagen, und eilte in wilder Hast auf ihn zu. — »Fort! fort!« rief ich meinem erschrockenen Jakob zu, der zögernd am Schlage stand. — »Nach Hause, Herr?« fragte der Mensch. — »In's Grab!« murmelte ich dumpf vor mich hin, »in das Nichts!« und schloß meine Augen, um mit meiner Umgebung mich selbst zu vergessen.

11.

Ich war in der Stadt und auf meinem Zimmer, noch immer in dumpfe Gedankenlosigkeit

versunken, und voll von dem widerwärtigen Gefühl eines ganz verworrenen Gemüthszustandes. Die schmähliche Selbsttäuschung, aus der ich so unsanft geweckt worden, umdämmerte meinen Geist, wie die verwickelten Nebenbilder eines schweren Traumes, von denen man sich auch wachend nicht loszureißen vermag. Nach und nach verlor sich diese Dumpfheit; aber mit der zurückkehrenden Deutlichkeit der Vorstellungen erhielten auch die Leidenschaften des Hasses, der Scham und der Rachsucht, die bisher wildgährend in mir getobt hatten, eine bestimmte Richtung. Der doppelte Verrath der Freundschaft und der Liebe, der an meiner Treuherzigkeit verübt worden, sollte nicht unbestraft bleiben. Ich erstaunte jetzt über meine gutmüthige Verblendung, die mich verhindert hatte zu sehen, was vom Anfang an klar und offen vor mir da lag. Helminens Betragen, das ihrer Mutter, die Reden und das Benehmen meines treulosen Freundes, — Alles erschien mir nun zusammenhängend und absichtlich. Sie war es, die Eduard suchte; ihm war sie, vor acht Monden schon, mit Verläugnung der jungfräulichen Zucht, nachgegangen. Sein Leichtsinn, oder der ihrige, machte

der ersten Intrigue ein Ende. Da führte der Hang zu Abenteuern ihn auf's Neue mit ihr und einer, hier unerwarteten, Nebenbuhlerin zusammen. Meine Thorheit und die Zutraulichkeit der arglosen Rivalin bahnten schnell der zweiten Intrigue den Weg. Wir selbst beförderten ihr geheimes Einverständniß, und bauten »den schwanken Steg der Liebe,« der ihn sicher in ihre Arme führte. Ich machte ihn zu ihrem Romeo, und behielt für mich die demüthige Rolle des Paris; nicht mitleidswerth wie dieser, sondern rein lächerlich, das Spiel und Gespötte dieser lüstern verschmitzten Julie — nein! dieser Armida, dieser Circe!

Mir ward nun besser, denn ich war entrüstet. Mit raschen Schritten ging ich auf meiner Stube auf und auf, schellte dann dem Bedienten, und ließ mir Wein und neue Lichter bringen. Der Entwurf meiner juridischen Deduction fiel mir in die Hände, an der ich mit solchem Eifer gearbeitet, indeß diejenige, auf deren Dank ich dabei gerechnet, mich verrieth. Mit Hohnlachen warf ich dieß Denkmal meiner Schwäche in einen Winkel. — Der Bediente brachte jetzt den Wein. Ein Glas um das an=

dere in mich stürzend, schrieb ich eine Ausforderung an Eduard, und einen langen, von Gift und Galle überströmenden, Brief an Helminen. Je tiefer ich mich in meinen Grimm hineinschrieb, desto seltsamer ward mir zu Muthe. Meine Vorstellungen fingen auf's Neue an, sich zu verwirren; die Buchstaben tanzten auf dem Papier vor meinen Augen, und ich wurde gewahr, daß es von meinen Thränen benetzt war. Müde und erschöpft warf ich mich auf mein Bett, und schlief endlich ein.

Wilde Träume zeigten mir Helminen, bald in reizend neckender, bald in rührender Gestalt und Umgebung. Jetzt sah ich sie die Hände liebevoll nach mir ausstrecken, jetzt mich verhöhnen in den Armen meines Nebenbuhlers; zuletzt als Julie, todt im Sarge, und neben ihr Romeo mit Eduards Zügen, entseelt von meiner Hand, blutig am Boden liegend. — Ich erwachte, von diesem Anblick aufgeschreckt. Es war bereits Tag, aber meine Augen bedeckte ein schwarzer Flor, und der Kopf schmerzte mich gewaltig. Ich wollte aufstehen; meine Glieder waren wie zerschlagen und gelähmt. Mit Mühe besann ich mich auf die Vorgänge der verflossenen Nacht.

Da schlug meine Uhr sieben. Ich erhob mich mit Anstrengung aus meinem Bette, und wankte auf den Schreibtisch zu, auf dem meine Ausforderung an Eduard noch unversiegelt lag. Um neun Uhr hatte ich ihn in das Wäldchen außer der Stadt bestellt. Ich schrieb die Adresse mit zitternder Hand, klingelte, und rief nach Licht. Mein Bedienter kam und brachte das Verlangte. Seine ängstlichen Fragen um mein Befinden machten mir meine körperliche Schwäche erst fühlbar. Ich war außer Stand, das Billet selbst zu siegeln. Auf Jakobs Zureden ließ ich mich wieder zu Bette bringen; auch gab ich zu, daß er nach dem Arzt schickte.

Ein heftiger Fieberfrost schauerte mir durch Mark und Bein. Der Gedanke, daß eine tödtliche Krankheit meinem Leben schnell ein Ende machen könnte, schreckte mich nicht, vielmehr fand ich darin eine Art von Beruhigung. Ich sah den Arzt eintreten und beobachtete mit Neugierde sein Gesicht, das ernsthafte Besorgnisse ausdrückte. Gleichgültig fügte ich mich seinen Anordnungen, und erwiederte die Trostsprüche, mit denen er mich aufzurichten glaubte, mit Lächeln. Der Aufruhr der Leidenschaften, der mich

zerrüttet hatte, ward plötzlich durch das Gefühl der menschlichen Hinfälligkeit gedämpft, und was keine Gründe der Vernunft vermocht hätten, bewirkte die Abspannung meiner Lebenskraft. Der Arzt empfahl mir Ruhe und schärfte dem Bedienten ein, keine Leute zu mir herein zu lassen, selbst den Rittmeister, die Oberstin und ihre Tochter nicht, wenn sie mich zu besuchen kämen. Ich hörte ihre Namen nennen, und merkte kaum darauf. Die Schreibereien, welche auf meinem Tische lagen, wurden abgeräumt und verschlossen; ich ließ es ohne Theilnahme geschehen, obwol mir darunter mein angefangener Brief an Helminen und die Ausforderung an Eduard von ungefähr in die Augen fielen. Mit Gleichmuth betrachtete ich, was mich erst noch in die heftigste Gemüthsbewegung versetzt hatte; Liebe und Haß, Treue und Verrath, Glück und Elend klangen mir wie die Stichworte einer durchprobirten Tragödie, mit deren Aufführung ein paar Kinder sich eine Zeit lang bemüht haben, ohne damit zu Stande kommen zu können.

Der Fieberfrost, der meine Lebenskraft unterdrückt hatte, wich allmälig vor der eintretenden Hitze, mit deren Zunehmen meine Vorstel-

lungen eine veränderte, mehr und mehr heitere Gestalt und Färbung erhielten. Die Vorfälle des gestrigen Abends, die Traumbilder der verflossenen Nacht, und die Empfindungen, mit welchen ich heute erwacht war, vermengten sich in meiner schwärmenden Einbildungskraft und wurden einer seltsamen Dichtung ähnlich, worin Ernst und Scherz, Weisheit und Thorheit sich das Gleichgewicht halten, und der Humor ironisch mit den Zwecken und Triebfedern des Lebens spielt. Nach und nach verdunkelte sich mein Bewußtseyn, und ich verlor mich ganz in meinen Fieberträumen; aber sie waren nicht unangenehmer Art, und hatten, wie man mir nachher erzählte, alle den Charakter einer leidenschaftlosen Milde und Gutmüthigkeit. Die Frau des Portiers in meinem Hause ward mir von dem Arzte zur Krankenwärterin gegeben; ein noch ganz hübsches Weib von anständigem Betragen, das ich immer wohl hatte leiden mögen. Ich stutzte anfangs ein wenig über diese Gesellschaft, doch gewöhnte ich mich bald an sie. In meinen Phantasien vertrat sie häufig die Stelle meiner weiblichen Bekannten, mit denen der Wahnsinn der Krankheit mich zusammenführte. Frau Röse —

so hieß sie — fand sich sehr geschmeichelt, sich bald als Cousine Cily, bald als Frau Magisterin, bald als Fräulein Agnes oder Helmine angeredet zu sehen, und die sauersüßen Komplimente zu hören, welche ich ihr über die Annehmlichkeiten ihrer Person und ihres Umganges machte. Die unschuldigen Scherze, mit denen ich diese Artigkeiten würzte, hatten nichts Verletzendes, wie sie sagte; und Frau Röse war der Meinung, die Damen, die ich dabei nannte, würden mir meine kleinen Spöttereien um der guten Laune willen gern verziehen haben, womit ich sie vorbrachte. Auch mein Arzt versicherte, ich sey in dem Paroxismus des Fiebers oft recht vernünftig und durchaus so liebenswürdig gewesen, daß man nur wünschen möchte, manche junge Herren wären so, wenn sie gesund und klug sind.

Wie verständig oder wie toll ich in der Fieberhitze gesprochen und mich betragen, mußte ich natürlich denen auf's Wort glauben, welche mich in diesem Zustande zu beobachten Gelegenheit hatten. So viel aber ist gewiß, daß das Bischen Weisheit, welches mir durch das Leben half, seinen Ursprung aus einem Zeitpunkte herleitet, in dem ich der Verrücktheit nahe war.

Als ob während dieser merkwürdigen Krankheit, welche durch neun Tage mein Leben bedrohte, eine allgemeine Umwälzung in meinem Inneren vorgegangen, und mein Gemüth, durch eine wohlthätige Krisis der Natur, von den Schlacken der Leidenschaftlichkeit gereinigt worden wäre, fühlte ich, so wie mich das Fieber verließ und meine körperliche Gesundheit zurückkehrte, mein geistiges Auge gestärkt, und ich war fähig, auf die stürmischen Auftritte, die meiner Erkrankung vorausgegangen, mit Ruhe zurück zu sehen. Ohne Helminens und Eduards Betragen gegen mich ganz zu entschuldigen, fing ich doch an, es in einem weit milderen Lichte zu betrachten. Offenbar, sagte ich mir nun selbst, ahnete Eduard nichts von meinem Verhältnisse mit seiner Unbekannten, als er sie hier aufsuchte und in dem Hause der Baronin mit ihr zusammentraf. Eben so unerwartet erschien Helminen in meinem jungen Freunde ihre ehemalige Ballbekanntschaft, von der sie so aufrichtig war, mir unaufgefordert zu erzählen. Meine, ihr unerklärbare Zurückgezogenheit in den letzten Tagen, machte es ihr unmöglich, mir ein weiteres Geständniß zu thun; daß sie dieß gewollt, bewies das räthsel=

hafte Billet, welches ich von ihr erhalten hatte. Einer Uebereilung war Helmine fähig, keines Verrathes; ich wollte mehr wissen, bevor ich sie verdammte.

Mein Arzt, der von der Lage der Dinge ziemlich genau unterrichtet war, und mich in der Fassung sah, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, sagte mir jetzt, daß er Aufträge von meinen Freunden an mich habe. Er erzählte mir, der Rittmeister sey an demselben Tage, an dem ich erkrankte, zu seinem Regiment abgereist; er habe jedoch seinen Louis zurückgelassen, um täglich Nachrichten von meinem Befinden zu erhalten, und erst, nachdem meine Herstellung entschieden gewesen, sey dieser seinem Herrn nachgefolgt. Die Baronin mache Anstalten, auf ihre Güter zurückzukehren; sie scheine übrigens mit Helminen halb und halb ausgesöhnt, nachdem sie von den Verhältnissen unterrichtet worden, welche zwischen mir und ihrer Freundin beständen. Hierauf überreichte mir der Arzt ein Schreiben von Helminens Hand, und ließ mich allein, mit dem Wunsche, daß diese stärkende Arzenei, die letzte, die er mir gebe, meine Genesung vollenden möge.

Ich hielt Helminens Brief in der Hand, die

zierliche Aufschrift betrachtend, und uneinig mit mir selbst, ob ich ihn jetzt schon öffnen solle. Frieden und Krieg, Glück und Unglück, für mein ganzes Leben vielleicht, lagen hier noch unter dem Siegel der Zauber=Chiffre, welche diesem Schreiben aufgedruckt war. Ich fühlte, daß mir das Herz schlug, und wollte wenigstens abwarten, bis mein Blut ruhiger flösse. Alle Unruhe, die sich der Mensch in dieser Welt bereitet, kommt daher, daß er nicht wartet, bis sein Puls den gewöhnlichen Takt hält. — Je länger ich bei diesem Gedanken verweilte, desto mehr ward ich mir meiner Selbstständigkeit bewußt, und ich glaubte nichts mehr zu wagen, als ich endlich das Siegel erbrach, welches Helminens Bekenntnisse und ihren Ausspruch über unsere künftigen Verhältnisse verschloß.

12.

Helminens Schreiben lautete wörtlich, wie folgt:

»Mein theurer Freund!«

»Das werden Sie in meinem Andenken seyn, auch wenn wir uns nie mehr sehen sollten. — Eine Unbesonnenheit, welche ich einst beging, hat

mich der Gefahr ausgesetzt, die Achtung des Mannes auf immer zu verlieren, den ich vor Allen hochschätzte; noch mehr, sie hätte mich beinahe mit der Schuld belastet, das Herz dieses Mannes, der mich mehr liebte, als ich wußte und verdiente, durch die empfindlichste Kränkung zu brechen. Diese allzu harte Strafe hat der Himmel von mir abgewendet. Sie leben, mein Freund, und Sie werden glücklich seyn, glücklicher vielleicht, als wenn die Wünsche, die Sie hegten, nicht durch eine Neckerei des schadenfrohen Zufalles durchkreuzt worden wären.«

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, und auch mir. Sie dürften mich leicht für noch strafbarer halten, als ich bin. Ich habe einen Irrthum zu gestehen, aber keine Falschheit; wenigstens keine gegen Sie. Nur einmal habe ich mit der Lüge gespielt, und diese Unlauterkeit oder Thorheit trifft in ihren Folgen uns Alle. — Hören Sie, in möglichster Kürze, die einfältige Geschichte.«

»Im vorigen Herbst, einige Monate nach meines Vaters Tode, brachte mich meine Mutter auf die Güter des Geheimen Rathes von R—g, und ließ mich dort zurück, während sie

eine andere dringende Reise machte. Der selige Geheime Rath war der wunderlichste und gefälligste Ehemann, den man sich denken kann. Jeder Wunsch seiner jungen Frau mußte erfüllt werden; aber dieß geschah immer unter irgend einer grillenhaften Bedingung, die ihm die Eifersucht eingab und wovon er nichts nachließ. Mathilde hatte den Einfall, mich in das Bad von E — s zu führen. Wir gingen hin, jedoch im größten Incognito. Der Herr Geheime Rath nahm den Charakter eines bloßen Landedelmannes und den Namen von einem seiner fränkischen Güter an. Im Bade sollte ich für seine Frau, und diese für seine Schwägerin gelten. Auf Promenaden erschienen wir verschleiert, bei Spazierfahrten in einem verschlossenen Wagen. Die artigen Gesellschaftsbälle durften wir nur in Maske besuchen, und zwar in Begleitung einer alternden Cousine des Geheimen Rathes, die dabei unsere Duenna vorstellte.«

»Diese drollige Mummerei zog die Aufmerksamkeit der jungen Herren um so mehr auf uns; wir waren überall von einer Schar derselben gleichsam belagert. Unter der Menge machten sich uns drei junge Männer durch die Artigkeit

ihres Betragens, und einer davon zugleich durch seine ausgezeichnet schöne Gestalt, besonders bemerklich. Der Geheime Rath, dem dieser Eindruck nicht entging, unterließ nicht, uns vor diesen gefährlichen Männern zu warnen. Aber seine Warnung schadete mehr, als sie nützte. Er wußte von dem Chevalier de ** — dem reichen Niederländer — und dessen zwei Gefährten, so viele abenteuerliche Dinge zu erzählen, daß unsere Neugierde auf's Höchste gespannt wurde. Ein Maskenball, den wir in der Gestalt von drei alten Sibyllen besuchten, gab den Fremden Gelegenheit, uns ihre Unterhaltungsgaben zuerst zu beweisen. Man konnte Witz und Galanterie nicht mit mehr Anstand und feiner Sitte verbinden, als die drei jungen Männer es thaten. Unsere Duenna war noch mehr, als ich oder Mathilde, von ihren Umgangstalenten bezaubert. Die Aehnlichkeit unserer Masken und Figuren gab Anlaß zu häufigen Verwechslungen, welche das Pikante der Unterhaltung noch vermehrten. Ich bemerkte indeß nicht ohne Vergnügen, daß der schöne junge Mann — den ich für den Chevalier hielt, weil einer seiner Gefährten ihn einige Mal so genannt, —

mich mit ziemlicher Sicherheit unter meinen verlarvten Mitschwestern herauszufinden wußte.«

»Diesem ersten Balle folgte ein zweiter, auf welchem unsere drei Verehrer ebenfalls in ganz gleichen Masken, und zwar als Kalender, erschienen. Die Konversation war nicht weniger belebt als das erste Mal; die ergetzliche Verwechslung fand nun auch von unserer Seite öfters Statt; aber mein Ritter verlor seinen sichern Takt nicht, und auch ich unterschied ihn ohne Mühe von seinen zwei Begleitern. Die Männer baten sehr um die Wiederholung dieser zweimaligen Maskenlust; sie nährten die Hoffnung, daß die guten Sibyllen sich endlich bewegen lassen würden, ihre wahren Gesichter zu zeigen. Das Erste wurde halb und halb zugesagt, und man trennte sich in einer Stimmung, welche andeutete, daß aus diesem Scherz wol auch Ernst werden könnte.«

»Am Tage des nächsten Balles klagte der Geheime Rath über Kopfweh und Schwindel, und gab zu verstehen, daß ihm die Pflege seiner lieben Frau heute ganz unentbehrlich sey. Alle Mittel und Sorgfalt, dem Uebel Einhalt zu thun, waren vergebens; der Schwindel wollte

nicht nachlassen, und Mathilde mußte sich entschließen, zu Hause zu bleiben. Ich hatte mich, selbst etwas verdrüßlich über die Vereitelung unseres Planes, schon in mein Schlafzimmer zurückgezogen, als unsere Duenna in größter Heimlichkeit zu mir kam, und mir den unerwarteten Vorschlag machte, wenn Alles im Hause schliefe, mit ihr allein auf den Ball zu gehen. Ich ließ mich bethören, ihren Vorschlag anzunehmen. Wir verließen, von Jedermann unbemerkt, das Haus, und erschienen in unseren gewöhnlichen Masken auf dem Balle, wo die drei Kalender schon mit Ungeduld uns erwarteten. Der Umstand, daß wir dießmal nur zu Zweien kamen, setzte unsere Gesellschafter anfangs in einige Verlegenheit; denn sie wußten nicht, ob sie die zwei Jüngeren von uns, oder nur eine derselben mit ihrer Ehrendame vor sich hätten. Die außerordentliche Lebhaftigkeit meiner Begleiterin und einige muthwillige Worte, die ihr entfielen, brachten sie indeß bald auf den Gedanken, daß wir uns der lästigen Aufsicht unserer Duenna entledigt hätten; wodurch sie sich ohne Zweifel berechtigt glaubten, sich größere Freiheiten, als bisher, bei uns herauszunehmen.«

»Den versuchten Talenten meiner unvergleichlichen Ehrenhüterin gelang es, die beiden Begleiter des vermeinten Chevaliers ausschließend zu beschäftigen, was diesem Gelegenheit verschaffte, sich ganz ungestört mit mir zu unterhalten. Seine Konversation war eben so geistreich, als zartsinnig; er machte mich nach und nach mein strenges Inkognito vergessen, und da er mir einige Erfrischungen anbot, legte ich im Eifer des Gespräches meine Larve ab, was er schon vorher gethan hatte. Diese Gunst — dafür hielt er meine Unvorsichtigkeit — gab seinen Gefühlen einen Schwung und seiner Sprache eine Kühnheit, die mich erschreckten. Er hielt mich für verehlicht, — denn ich spielte die Rolle, welche mir der wunderliche Einfall des Geheimen Rathes zugedacht, theils aus Gefälligkeit, theils zum Scherze fort, — und er wagte es, mir von Liebe und von Erhörung seiner Wünsche zu sprechen. Ich übersah nun alle Folgen des unüberlegten Schrittes, den ich gethan. Meine Bestürzung brachte meinen allzu warmen Verehrer selbst zur Besinnung. Er bat um Verzeihung, und behandelte mich von diesem Augenblick an mit der größten Ehrfurcht. Da ich den Ball auf der

Stelle zu verlassen verlangte, machte er selbst alle Anstalten dazu, zum großen Verdrusse meiner Duenna, welche ihre doppelte Eroberung auf halbem Wege aufzugeben genöthigt war. Er begnügte sich, meinem Tragsessel von fern und bloß zu meinem Schutze zu folgen, und entfernte sich, ohne weiter eine Erkundigung nach mir zu wagen, als er mich in Sicherheit wußte. So endigte dieses zweideutige Abenteuer, für das ich mich damals durch den Schreck und die Beschämung, welche meine Unbesonnenheit mir verursachte, hinlänglich bestraft glaubte.«

»Der Geheime Rath fühlte sich am nächsten Morgen noch immer unwohl. Er hatte keine Ruhe, bis wir uns auf dem Rückwege nach seinem Stammschloß befanden, wo wir wohlbehalten ankamen, er aber ein paar Tage nachher am Schlagflusse starb. Die trauernde Witwe verließ, einige Wochen später, mit mir und meiner Mutter einen Aufenthalt, den sie nie besonders geliebt, und jetzt einen Vorwand hatte, auf längere Zeit zu vermeiden. Seitdem sahen wir einander oft, und standen, wie man zu sagen pflegt, auf einem sehr freundschaftlichen Fuße

mit einander, ohne jemals Freundinnen zu werden. Mathilde behielt, wie Sie sich selbst überzeugen konnten, unsere Badereise und die drei Kalender lange in gutem Andenken. Im Grunde war sie zweifelhaft, welcher von den drei Masken sie den Vorzug der Liebenswürdigkeit zugestehen sollte; ich glaubte jedoch zu bemerken, daß sie jeder von ihnen die Gesichtszüge des schönen jungen Mannes lieh, der seine Aufmerksamkeit vornehmlich, und zuletzt ausschließend, mir geschenkt hatte. Es schien mir nicht rathsam, Mathilden über diesen Irrthum aufzuklären. Auch noch in späterer Zeit, wo ich den Chevalier de** und seine Gefährten schon ziemlich vergessen hatte, und gewiß zu seyn glaubte, wenigstens den Ersteren nie mehr zu sehen, bewahrte ich sorgfältig mein Geheimniß; es ergetzte mich, meine Nebenbuhlerin von einer Eroberung sprechen zu hören, die ich selbst gemacht hatte, ohne etwas anderes als die Erinnerung davon zu behalten.«

»Es wäre überflüssig, mein Freund, den Zusammenhang dieser Kette von Unbesonnenheiten und Eitelkeiten, mit den Mißverständnissen und Auftritten, deren Zeuge Sie waren, umständlich

nachzuweisen. Sie werden ihn jetzt ohne Mühe selbst errathen. Wie sehr ich erstaunte, in meinem Westindier einen deutschen Officier und Ihren Freund zu finden, wie peinlich es mir war, Sie in der Täuschung lassen zu müssen, worein Mathildens Verblendung auch Sie versetzte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ein muthwilliger Einfall des Chevalier, in dessen Gesellschaft Eduard zufällig gerathen war, und der die Verschanzungen unseres possierlichen Inkognito's durch eine Gegenmine sprengen wollte, stiftete ursprünglich die ganze Verwirrung. Ich wollte Ihnen Alles entdecken, aber Sie vermieden mich; ja, meine Mutter meinte, daß Sie uns auffallend vernachlässigten. — Genug, es war ein Schicksal! Ich mußte Sie verkennen, damit ich in Ihren Augen herzlos und strafbar würde, zu derselben Zeit, wo Sie mir die rührendsten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit gaben.«

»Vielleicht, mein Freund, hat sich das Herz an uns gerächt, weil wir dem Verstande zu viel Antheil an einem Bündnisse einräumten, welches die Natur auf die einfachsten Empfindungen gegründet zu haben scheint. Die Ueber-

eilungen des Urtheiles sind nicht weniger gefährlich, als die des Gefühls. Wie ich mich Ihnen gleich anfangs schilderte, so bin ich. Sie achteten meiner Warnung nicht, sondern wandten mir Ihre Neigung auf eine entschiedene Weise zu. Ich schätzte Sie wahrhaft; noch mehr, Sie gefielen mir, und ich glaubte mein Herz frei. So irrten wir uns Beide, und irrten vielleicht auch nicht. Wäre mein Unbekannter nicht so unerwartet erschienen, und hätten nicht so viele Umstände dazu beigetragen, mir ihn anziehender und werther zu machen als jemals: wir hätten ruhig unsere Verbindung geschlossen und glücklich mit einander leben können.«

»Nach diesem Geständnisse habe ich nichts mehr zu sagen, was Ihnen wichtig seyn könnte, oder wovon mein Herz zu befreien mir ein Bedürfniß wäre. Sie haben mein Wort, — ich achte mich Ihnen, mehr als jemals, verpflichtet, aber ich fühle, daß diese Verpflichtung aufgehört hat, gegenseitig zu seyn. Es wird allein von Ihnen abhängen, welche Art von Verhältniß künftig zwischen uns bestehen soll. — Eduard kennt meine ganze Gesinnung; er kennt und ehrt Ihre Rechte, und hat sich von dem Augenblicke an,

da er von diesen unterrichtet war, Ihrer Freundschaft würdig bezeigt. Wozu Sie sich übrigens entschließen mögen, lassen Sie allmälig die Zeit, nicht die Eingebung des Moments, Ihren Entschluß bestimmen. Auch die Großmuth steht in Gefahr, sich und Anderen durch Uebereilung zu schaden. Denken Sie nur an das, was Sie sich selbst schuldig sind, und ich bin gewiß, das wahre Interesse Ihrer Geliebten und Ihres Freundes wird, wie Ihr eigenes, am besten dabei berathen seyn.«

»Leben Sie wohl, mein Freund! Ich erwarte keine Antwort auf diesen Brief, am wenigsten eine schriftliche. Aus Ihrem Betragen gegen mich, aus der Unbefangenheit, mit der wir einander früher oder später wieder begegnen werden, wünschte ich zu erkennen, ob die Absicht, in der ich Ihnen schrieb, erreicht ist.«

«Helmine.«

Der Brief war Arzenei, wie der Doktor mit Recht gesagt hatte: bitter, mit einem süßen Beigeschmack, aber heilsam und stärkend. Ich kannte

nun Helminens Geheimniß, sie selbst, ihren Irrthum und den meinigen. Der kurze Traum meiner Eitelkeit, daß ich bestimmt sey, das reizendste und vollkommenste Geschöpf als Gattin zu besitzen, war verschwunden. Nichts blieb mir übrig, als die Erinnerung an diesen schönen Traum, und die Gewißheit, daß sie mich nie verlassen werde. Helmine hörte nicht auf, die liebenswürdigste der Frauen in meinen Augen zu seyn; sie betrachtete sich als meine Verlobte, aber — sie liebte einen Andern! Ich konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn über mein künftiges Verhältniß zu ihr und zu ihrem ganzen Geschlechte. Die einseitige Verpflichtung, zu der sie sich bekannte, war aufgelöst, sobald ich wußte, daß ihr Herz keinen Antheil an dieser Verpflichtung hatte. Kein Weib — das fühlte ich — konnte mir seyn, was Helmine mir gewesen; ich war unfähig, je eine Andere zu lieben, und entschlossen, ohne Liebe nie meine Hand zu vergeben.

Der Arzt hatte mir das Arbeiten untersagt; auch hatte ich keine Lust dazu. Die Rechtsgelehrsamkeit, und die gerichtlichen Verhandlungen besonders, ekelten mich an; ich mochte an das

Meisterstück von juridischer Deduktion nicht erinnert seyn, wodurch ich meine Braut verdienen wollte, indeß ich sie darüber verlor. Eine kleine Reise, zu der ich Urlaub erhielt, sollte mich zerstreuen. Der Feldzug war eröffnet; mehrere glänzende Gefechte verbreiteten auf's Neue den Ruhm unserer Waffen. Man sah einer Hauptschlacht entgegen, zu welcher von beiden Seiten Anstalten getroffen wurden. Ein unwiderstehlicher Trieb zog mich in die Nähe des Kriegsschauplatzes. Das Loos derer, welche die Gefahren des Krieges theilten, schien mir beneidenswerth, meine friedliche Laufbahn reizlos und niedrig. Hätte ich nicht gefürchtet, von meinen Kollegen als ein Don Quixotte verlacht, und von den Soldaten als ein Neuling verachtet zu werden, ich hätte einen Tornister umgeschnallt und mich dem Rekrutenhaufen angeschlossen, mit dem ich auf dem Wege zum Hauptquartier zusammentraf.

Der Tag der erwarteten Schlacht war erschienen. Der Ort, wo ich übernachtete, lag in dem Umkreise des Schlachtfeldes; ich konnte weder zurück noch vorwärts, auch wenn ich gewollt hätte. Auf einer Anhöhe, unweit von mei-

ner Wohnung, sah ich von Tagesanbruch an dem hartnäckigen, lange zweifelhaften Kampfe beider Heere zu. Endlich schien ein entschlossener Angriff unserer Reiterei den linken Flügel des Feindes zum Weichen zu bringen. Ich unterschied, an der Spitze unserer vordringenden Eskadronen, eine Abtheilung Uhlanen. Es war vielleicht Eduard, der sie anführte. — Eine seltsame Unruhe befiel mich. Die feindlichen Kanonen lichteten unsere Reiterhaufen; besonders der kleine Trupp von Uhlanen schmolz sichtbar zusammen. War es Furcht, war es Hoffnung, was mich bewegte? Der Gedanke, daß eine der feindlichen Kugeln, deren unheilvolle Wirkungen ich beobachtete, mich von einem Nebenbuhler befreien könnte, ward eben so schnell, als er entstand, durch die Vorstellung verdrängt, daß dieser Nebenbuhler mein Freund sey. Ich war unvermögend, das mörderische Gefecht länger mit anzusehen. In dem Augenblicke, wo die feindlichen Reihen sich zu trennen begannen, verließ ich meinen Standpunkt, und ging eilig den Hügel herab, um mein Quartier zu erreichen.

Ich fand die Straße und den ganzen Ort

mit Verwundeten bedeckt, die man aus der Schlacht zurückbrachte. Auf einem Bauernkarren, der sich im Gedränge Raum zu machen suchte, glaubte ich Eduards Bedienten, Louis, zu bemerken. Als ich näher kam, sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Louis, der mich erkannte, sprang von dem Wagen herab und zeigte mir weinend seinen Herrn, welcher schwer verwundet darin lag. Aller Groll, der noch in irgend einem Winkel meines Herzens gegen meinen Jugendfreund versteckt seyn mochte, verschwand bei diesem Anblick. Er schien zu schlummern, oder in einer, vom Blutverlust verursachten, Ohnmacht zu liegen. Seine noch immer schönen, edlen Gesichtszüge drückten körperlichen Schmerz, mit einem leichten Anflug von Unwillen, aus. So hatte ich ihn, von meiner Hand entseelt, in den fieberhaften Träumen meiner Eifersucht gesehen. Ich begriff den Wahnsinn dieser gehässigen Leidenschaft nicht mehr; das zärtlichste Mitleid war die einzige Empfindung, von der ich mich durchdrungen fühlte.

Am Krankenbette meines dem Tode nahen Freundes — es war mein eigenes Bett, in das ich ihn hatte bringen lassen — ward die innere

Revolution vollendet, welche mir die Freiheit gab, und mich zum Herrn und Meister einer Leidenschaft machte, deren furchtbare Gewalt ich nur einmal in meinem Leben an mir selbst erfahren habe. Es gibt kein wirksameres Heilmittel für den selbstischen Trieb, als das Mitgefühl. In dem leidenschaftlichen Feuer, das ich in Eduards kranker Brust wühlen sah, läuterte sich meine eigene Empfindungsweise, und ich genas von meinen Herzenswunden, während ich meinen, an Leib und Seele schmerzlich verwundeten, Jugendfreund pflegte.

Ich überzeugte mich allgemach, daß ich der Phantasie mehr Einfluß auf meine Handlungen gestattet hatte, als zur Ruhe und Sicherheit des Lebens zuträglich ist. Die Verzauberung, in welche mich Helminens Erscheinung versetzt hatte, löste sich in meiner Reflexion nach und nach in die Bestandtheile auf, woraus sie entstanden war. Die Sinne, die Einbildungskraft, die Eitelkeit nahmen den Antheil zurück, welchen sie an dem übermächtigen Eindrucke hatten, den dieses reizende, aber gefährliche Wesen in meinem Herzen hervorgebracht hatte. Ich fing an zu zweifeln, ob die Ideale des Schönen sich

zu den Beschränkungen der wirklichen Welt herabzulassen vermögen, und ob ein allgemeines Kunstgenie die vorzüglichste Eigenschaft einer guten Hausfrau sey. Jetzt erschrak ich sogar vor dem Gedanken einer unauflöslichen Verbindung mit einem Wesen solcher Art. Ich betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß meine Verheirathung mit Helminen durch Eduards Dazwischenkunft verhindert worden; und wenn ich nicht schon, in meiner Freundschaft für ihn, Grund genug gehabt hätte, seine Erhaltung zu wünschen, so würde ich diesen Grund in meinem eigenen Interesse gefunden haben.

Der Stabsarzt, welcher die Wunde des Rittmeisters untersucht hatte, erklärte sie für höchst gefährlich. Eine Kugel hatte die Lunge gestreift, und steckte noch in den Weichen des Unterleibes, aus dem sie nur durch eine sehr schmerzhafte Operation gezogen werden konnte. Eduards Kameraden und Vorgesetzte theilten meine Gefühle über diesen drohenden Verlust. Er hatte sich in der letzten Schlacht mit Ruhm bedeckt, und nicht wenig zur Entscheidung des siegreichen Angriffes unserer Kavallerie beigetragen. Der Arzt verbarg ihm die Gefahr nicht, worin er schwebte;

die Erwartung eines nahen, fast unvermeidlichen, Todes gab seinen Empfindungen einen Aufschwung und zugleich eine Milde, welche die Liebenswürdigkeit seines Charakters noch erhöhten. Ich gestand mir, daß, wenn Helmine durch die Liebe eines Mannes beglückt werden könne, es ein Mann wie mein junger Freund seyn müsse. Eduard äußerte sich in der Lage, worin er sich zu befinden glaubte, sehr offen über seine Verhältnisse mit mir und mit meiner Verlobten; er leugnete nicht, daß er ihren Besitz Niemanden als mir, und auch dieß nur nach seinem Tode, gönne. Die Innigkeit und Wärme seiner Leidenschaft für das holde Geschöpf hatten etwas ungemein Rührendes auch für mich, da ich ihn überzeugt sah, daß er sich bald auf immer von ihr werde trennen müssen.

Es kostete mich jetzt keinen Kampf mehr, meinem Freunde mit der Behutsamkeit, welche sein Zustand erforderte, zu eröffnen, daß ich Helminen als völlig frei betrachte, ja, daß ich hoffe, sie dereinst mit ihm, den sie mehr und früher geliebt als mich, in einer glücklichen Ehe verbunden zu sehen. Diese Erklärung, die mir unvermeidlich und hinlänglich vorbereitet schien,

machte gleichwol einen außerordentlichen Eindruck auf Eduards Gemüth. Er gab keine Antwort, aber sein Schweigen war beredter, als Worte es seyn konnten. Mit Ungeduld verlangte er nun, daß die chirurgische Operation beschleunigt werde, welcher er sich unterziehen mußte. Der Arzt zögerte damit; endlich ging sie, und zwar über alle Erwartung glücklich, von Statten. Schon am zweiten Tage versicherten die Aerzte, daß für das Leben des Rittmeisters unmittelbar nichts mehr zu fürchten, seine gänzliche Herstellung aber nur von der Zeit und der sorgsamsten Pflege zu erwarten sey.

Eine unruhige Sehnsucht schien sich meines Freundes zu bemächtigen, als er sich dem erwarteten Tode entrückt sah. Ohne Helminens Namen zu nennen, deutete sein ganzes Wesen an, daß er nur mit ihr beschäftigt war. Mein Gleichmuth überzeugte ihn, daß es mein Ernst sey, seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das alte Vertrauen unserer Jugendjahre kehrte zurück; wir verständigten uns nach und nach vollkommen. Eduard verbarg mir nicht länger, daß, da der Zustand seiner Gesundheit ihn nöthige, seinen Abschied zu neh-

men, er Willens sey, sich dem Verlangen seines Vaters auch in Bezug auf eine Heirath zu fügen. Als ich mich endlich von ihm trennte, um nach W— r zurückzukehren, und er mich bat, »den armen Invaliden« der Oberstin und ihrer Tochter zu empfehlen, drückte ich ihm lächelnd die Hand, und übernahm so stillschweigend den Auftrag, bei meiner Verlobten den Brautwerber für ihn zu machen.

Helmine und Eduard leben lange nicht mehr. Sie waren so glücklich und so unglücklich, als leidenschaftliche Liebe die Menschen machen kann. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Eintracht störten Launen und Mißverständnisse ihre eheliche Glückseligkeit; endlich stürzte ein Fehltritt, mit seinen tragischen Folgen, Beide schnell nach einander in ein frühes Grab.

So lange ich meinen Freund für glücklich hielt, dachte ich noch einige Mal daran, seinem Beispiele zu folgen. Nach seinem und Helminens Tode täuschte ich mich selbst nicht mehr über die Ursachen, welche mir die Wahl einer Braut so sehr erschwerten. Es war immer

das zu viel oder zu wenig in den Eigenschaften der jungen Damen, und in meiner Empfindung für sie, was mich abhielt, mich für eine von ihnen zu bestimmen. Die, welche mir am meisten gefielen, fürchtete ich; bei welchen ich nichts von dieser Furcht empfand, denen mangelte auch der Reiz, der mich an sie hätte fesseln können. So kam ich allmälig in den Ruf eines Hagestolzen, und ward es endlich, aus Neigung nicht weniger als aus Grundsätzen. Mein Oheim scheint dieses Resultat meiner langen Unentschlossenheit vorausgesehen zu haben, denn als er, kurze Zeit nach der Vereitelung meines letzten Heirathsprojektes starb, fand sich ein Zusatzartikel in seinem Testamente, wodurch er den größten Theil seines Vermögens zu einer Stiftung für Waisenkinder bestimmt, und sonach für die Erhaltung des Familiennamens auf einem anderen Wege gesorgt hatte.

III.

Dialogen und Charakterskizzen

von

Thomas West.

(1807.)

Die Karthause, oder die Neuerungen.

Eine dialogische Unterhaltung.

Westwärts von Wien, in einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen, liegt an den Ufern der Donau die Karthause A—ch, aus deren Mauern im Jahre 1782 ihre letzten frommen Einwohner hinweg zogen, nachdem die Stiftung durch beinahe vier Jahrhunderte bestanden hatte.

Die Umgebung ist reich an malerischen Gegenständen und Ansichten; aber dem Ganzen fehlt der Ausdruck von Größe und schauerlicher Abgeschiedenheit, welcher die Anlagen dieses Ordens sonst so auffallend macht. Das Land herum ist ziemlich fleißig gebaut, der Boden von mittelmäßiger Güte. Man sieht wenig neue Häuser, aber die älteren sind von fester Bauart, geräumig, und nicht ohne Zierlichkeit. Nach allen Anzeichen zu schließen, sind einige Zweige der

Emsigkeit, die vordem hier geblühet, in Abnahme gerathen. Keine anderen sind an ihre Stelle gekommen.

Da die Karthause von der Hauptstraße abgelegen ist, und das benachbarte Mölk die Aufmerksamkeit mehr anzieht, so geschieht es selten, daß der Ort von neugierigen Reisenden besucht wird; eine der Streifereien, die ich in unsern schönen Herbstmonaten durch die Provinz zu machen gewohnt bin, führte mich jedoch auch in diese Gegend. Ich hatte Ursache, mit dem Zufalle zufrieden zu seyn, denn er verschaffte mir eine Bekanntschaft, die eine der vorzüglichen Annehmlichkeiten meines Lebens geworden ist.

Der Freiherr von Sorben lebt seit mehreren Jahren auf diesem einsamen Wohnsitze, wo ihm die mannigfaltigen Arbeiten des Landbaues, und die Erziehung seiner Kinder und Enkel, eine eben so abwechselnde als nützliche Beschäftigung gewähren. Herr von Sorben ist früher, als es gewöhnlich geschieht, aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten. Zum Ersatze dafür hat er dem Staate zwei Söhne gegeben, wovon der ältere in der Armee, der jüngere in einem bürgerlichen

Amte dienet. Seine Tochter ist an einen unserer ersten Banquiers verheirathet, dessen gastfreies Haus, durch den Geist und die Liebenswürdigkeit, womit Elisa von Norberg demselben vorsteht, einer der anziehendsten Vereinigungspunkte der guten Gesellschaft geworden ist.

Das Augenmerk des Freiherrn ist gegenwärtig vornehmlich auf die Bildung eines seiner Enkel gerichtet: eines ungemein liebenswürdigen Knaben, dessen Erziehung ihm sein Sohn, der Major, mit einer wahrhaft edlen Entschlossenheit überlassen hat. Da dem Major sein Stand keinen bleibenden Aufenthalt gestattet, und die Aufmerksamkeit, welche die Erziehung der Kinder erfordert, durch seine Berufsgeschäfte häufig unterbrochen wird, so hat er geglaubt, auf das Vergnügen, das er in dem Umgange seines älteren Knaben fand, Verzicht thun zu müssen, und denselben ganz der Aufsicht und Gewalt seines trefflichen Vaters übergeben.

Als ich vor etwa dritthalb Jahren zum ersten Male in den Hof des Hauptgebäudes trat, wo ich den Freiherrn im Gespräche mit einem seiner Knechte fand, war mir, außer seinem Namen, wenig von ihm bekannt. Ich glaubte einen

Landmann von heiterer, übrigens nicht ungewöhnlicher Art in ihm zu sehen. Er grüßte mich, ohne sein Gespräch zu unterbrechen, und machte einige Anordnungen, die ihm eben beizufallen schienen. Nach einiger Zeit wandte er sich zu mir.

»Es gehört zu den Vorrechten des Alters,« sagte er, »weniger Umstände mit dem Menschen zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, die paar Jahre, die mir noch übrig sind, nach meiner Laune einzurichten, nachdem ich mich ziemlich lange in die Laune Anderer gefügt habe. Es ist immer Raum in meinem Hause für einen Gast. Meine Leute sind angewiesen, Jedermann aufzunehmen, der ein rechtliches Aussehen hat. Sie finden ein reinliches Zimmer, und ein Couvert für sich, im Hause einige Bücher und ein paar Instrumente, hier meinen großen Garten, rund herum herrliche Spaziergänge und, sind Sie ein Weidmann, auch ein wenig Jagd. Meine Beschäftigungen und die Lebensweise, an die ich mit meinem Enkel gewohnt bin, erlauben mir selten, meine Zeit mit meinen Gästen zu theilen. Schickt es sich zuweilen, so lasse ich um ihre Gesellschaft bitten. Auf solche Weise ist

es mir möglich, Gastfreundschaft auszuüben, ohne daß sie mir oder dem, der mein Haus besucht, lästig wird.«

Ich glaubte dem Freiherrn einige Artigkeiten über seine Denkungsart sagen zu müssen. Er erwiederte sie mit einem Lächeln, dem einige scharfe Blicke, welche er auf mich fallen ließ, etwas von seiner Freundlichkeit benahmen. Man sollte nie, auch nicht bei Fremden, Höflichkeits halber seinem Charakter Gewalt anthun. Ich bin selbst kein Freund von Komplimenten, doch geschieht es mir manchmal, daß ich dergleichen mache, wo sie übel angewendet sind.

Da der Baron Miene machte, in den Garten zu treten, dessen Eingang vor uns offen stand, so sagte ich, daß ich so frei seyn würde, mich darin umzusehen. Ich bin selbst ein wenig Gärtner, und die Botanik hat sonst zu meinen Liebhabereien gehört. Einige Fragen, die ich that, schienen dem alten Herrn nicht zu mißfallen. Er zeigte mir verschiedene Beete und Felder mit wirthschaftlichen Pflanzen, deren Anbau in unseren Gegenden nicht gewöhnlich ist. — »Ich lege nicht mehr Werth auf diese Versuche,« sagte er, »als sie ungefähr haben. Die großen

Gegenstände des Feldbaues, die unserem Klima und unseren Bedürfnissen angemessen sind, scheinen keinen beträchtlichen Zuwachs erlangen zu können. Es gibt keinen Zweig der Landwirthschaft, die unsere Voraltern betrieben haben, welcher nicht vieler Verbesserungen fähig wäre: aber ich zweifle, ob man einen neuen mit Erfolg einführen könne. Das Projektmachen hat hundert Nachtheile; der größte ist, daß man das Gute darüber vergißt, oder vernachlässigt, welches schon da, und durch die Erfahrung bewährt ist. Indessen halte ich es einem denkenden Landwirthe für anständig, einige Zeit und Kosten Versuchen zu widmen, die etwas Nützliches versprechen, und die Wahrscheinlichkeit nicht gegen sich haben. Denn wenn es thöricht ist, von dem Alten abzuweichen, ehe man etwas Besseres dafür hat, so ist es nicht weniger unvernünftig, sich dem Neuen zu widersetzen, aus keiner anderen Ursache, als weil man es noch nicht kennt.«

Wir waren inzwischen auf eine Anhöhe des Gartens gekommen, von welcher es möglich war, denselben in seiner ganzen Ausbreitung zu übersehen. Ich erstaunte über den Umfang, noch mehr aber über die seltsame Zusammensetzung

dieser weitläufigen Anlagen. Auf den ersten Anblick schien das Ganze das Werk einer grillenhaften Erfindungskraft zu seyn, ohne Geschmack und Uebereinstimmung, wo das Nützliche überall gesucht, aber nicht immer erreicht worden. Es war weniger ein Garten, als ein wunderlich geordneter Haufen kleiner Feld- und Fruchtstücke, Hütten, Scheunen und Wohnhäuschen, die der Zufall vereinigt zu haben schien. Dem Freiherrn entging der Eindruck nicht, den diese sonderbare Ansicht in mir hervorbrachte.

»Wenn wir noch etwa dreißig Schritte vorwärts gehen,« sagte er, »so werden Sie einen Standpunkt finden, woraus sich der Zusammenhang dieser Anlagen richtiger beurtheilen läßt. Sie sind, wie Sie sehen, nicht aus meinem Kopfe, ja überall nicht aus Einem Geiste und Entwurfe entstanden. Was in jenen alten Zeiten zwanzig Mönchsköpfe gut oder übel ausgesonnen, und was hundert von ihren Nachfolgern an den ersten Ideen verschönert oder verbildet haben, suchte ich in ein nutzbares Ganze zu vereinigen. Hier ist kein Plan, aber auch nichts Zweckloses; denn Sie finden nichts, woraus ich keinen Vortheil zöge, und was, wenn

Sie es jetzt wegnehmen, nicht sogar einen Uebelstand in meiner Gartenwirthschaft machte.«

Ich nannte einige große Gärten, die ich gesehen hätte, und über deren Vorzüge und Mängel ich mir einige Bemerkungen erlaubte.

»Die Schönheit eines englischen Gartens,« antwortete Herr von Sorben, »hat ohne Zweifel ihr eigenes Interesse. Ich bin vielleicht zu sehr Oekonom und Hausvater, als daß ich den rechten Sinn dafür haben könnte. Das Nutzbare — ich meine das Nutzbare von einem gewissen Belang und Werthe — sollte, nach meinem Gefühl, nicht der Gegenstand einer müßig spielenden Einbildungskraft seyn. Claude's Kunst entzückt mich. Mit ein wenig Oel und Farbe eine Welt für das Auge zu schaffen, die selbst vollkommener als die Natur erscheint, dünkt mich eines großen Geistes würdig, und das Vergnügen, das mir sein Werk einflößt, ist ganz rein. Aber ein Künstler, der zwanzig Morgen Landes und beinahe eben so viele Jahre nöthig hat, um ein Landschaftsgemälde hervor zu bringen, das, mit der Natur verglichen, doch nur eine Spielerei ist, kommt mir, aufrichtig gesagt, wie ein Stümper vor, der sich an seinem Stoffe

vergriffen hat, und dessen nicht mächtig werden kann.«

Wenn das ein Paradox ist, sagte ich bei mir selbst, so ist wenigstens individuelle Wahrheit darin.

Von dem Gesichtspunkte, worauf wir indessen angelangt waren, stellte sich die ökonomische Gartenanlage des Herrn von Sorben wirklich in einer weniger unmalerischen Ansicht dar; und da ich nun den Zweck und Ursprung manches Theiles erfuhr, fing auch die Idee des Ganzen an, mir deutlicher und gefälliger zu werden. Ich glaubte jedoch einige Bemerkungen, auf Kosten der Vorfahren des Barons, nicht unterdrücken zu dürfen; denn es schien auffallend, daß alles Gute, was ich sah, von ihm, alles Schlechte und Geschmacklose hingegen von den Mönchen herrührte, denen er nachgefolgt war.

Der Alte behielt seinen stillen Ernst. Er machte mich, von unserem Standpunkte aus, auf das abwechselnde Gemälde von Hügeln, Feldern, Wiesengründen und Baumpflanzungen aufmerksam, die sich rings um den Garten zogen, und die, wie er sagte, ursprünglich durchgehends Anlagen der ehrlichen Karthäuser wä-

ren, welche er bloß erhalten und hin und wieder verbessert hätte. »Es ist,« fuhr er fort, »weniger der Karthäuser, als meine Schuld, daß Manches, was man hier sieht, mit dem Uebrigen nicht zusammenstimmt. Ich bin, als Landbauer betrachtet, ein gewaltiger Mann und eine Art von Eroberer, unter dessen Herrschaft der Gedanke und das Eigenthum Vieler zusammengedrängt worden. Das Meiste erscheint anders und zweckmäßiger, wenn man es sich als den Gesammtbesitz einer, nach besonderen Regeln bei einander wohnenden, Gemeinheit vorstellt.«

»Welche Gemeinde,« rief ich aus, »und welche Regeln!«

»Ich gebe zu,« antwortete der Baron, »daß die Herren von der Karthause Manches hätten einfacher und schicklicher einrichten können. Der Orden, von dem diese Anlagen herrühren, hat überhaupt weniger Einsicht und Klarheit in seinen Pflanzungen, als sich in den Besitzungen einiger älteren Klöster zeigt. Man sieht, die beste Zeit für die Anbauer der neueren Welt war bereits vorbei, da dieser Orden sich auszubreiten anfing. Der Boden, der schon größten Theils urbar geworden, bedurfte weniger seiner, als er

des Bodens. Es ging diesen Klosterleuten mit dem Anbaue des Landes, wie mit ihren Statuten; ihre Einrichtungen sind schon voll Künsteleien, und anstatt mit den Zeiten vorwärts zu gehen, wie es die früheren Verbesserer des Mönchthums gethan hatten, wären die Urheber dieser Verbindung gern zu der ersten Einfalt ihrer Institute zurückgekehrt. — Man ist aber sicher,« setzte der Freiherr, den meine zunehmende Aufmerksamkeit gesprächiger zu machen schien, hinzu, »etwas Unnützes zu thun, oder vielmehr gar Nichts, so oft man das Veraltete herzustellen unternimmt, aus dem weisen Grunde, weil es in Umständen gut war, die lange nicht mehr sind.«

Ich unterrichtete mich nun näher von den Veränderungen, welche Herr von Sorben auf seinem Gute getroffen hat. Sie sind nicht auffallend, und scheinen durchgehends mit geringen Kosten gemacht zu seyn. Bei genauerer Kenntniß verräth sich jedoch bald ein mit großem Verstande ausgeführter Plan, nach welchem kaum eine Scholle Erde, ein Baum oder eine Hecke ungenutzt geblieben, und wodurch ein, in seinem ersten Entwurfe mangelhafter, ja wider-

sinniger Anbau, zu einem überaus fruchtbaren Ganzen umgestaltet worden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Baron meine aufrichtige Bewunderung und mein Vergnügen über den Erfolg zu bezeugen, den so seltene Bemühungen gehabt haben.

»Wenn es mir gelungen ist,« sagte der Baron, »mit geringem Aufwande einen nicht unbedeutenden Zweck zu erreichen, so habe ich dieß keiner anderen Ursache zuzuschreiben, als der Achtung, welche ich stets für das Alterthum empfand, und dem Mißtrauen, das ich in meine eigenen Einsichten zu setzen pflege. Die Mühe, die ich mir gab, die mögliche Absicht der ersten Pflanzer zu errathen, ist mir reichlich vergolten worden. In der That, es ist selten eine Lage so verworren und verzweifelt, daß sich mit einiger Geduld und Scharfsicht nicht Mittel finden ließen, das, was in der Hauptsache schon da war, zu erhalten, zu ergänzen und besser einzurichten. Und das ist am Ende doch meist klüger, als Alles in Haufen wegzuwerfen, und eine schwierige Sache ganz von vornen anzufangen. Die Herren von der Karthause bauten etwas wunderlich, aber sie hatten doch auch ihren Sinn.

Hätte ich auf ihrem Grund und Boden gewirthschaftet, wie es mancher Andere an meiner Stelle gethan haben würde, so setzten wir uns jetzt nicht in den Schatten, und meine Scheunen und Keller wären leer.«

»Ich leugne übrigens nicht,« fuhr der Alte fort, »daß es mich einiges Nachdenken gekostet hat, in eine übel verbundene Masse Licht und Zusammenhang zu bringen. Dieß zu bewirken, war wenigstens mein Wunsch. In allen Dingen kommt auf den ersten Eindruck und auf das Aussehen mehr an, als man gewöhnlich glaubt. Ich möchte, daß es einem verständigen Manne, der etwa nach mir diese Besitzungen erwirbt, leichter würde, die Gründe meiner Anlagen einzusehen, als es mir geworden ist, die launenhafte Anordnung meiner Vorfahren zu enträthseln. — Aber der Himmel weiß,« setzte er mit einem etwas verdüsterten Blicke hinzu, »welches Ereigniß bevorsteht, oder welcher rohe, übermüthige Mensch, vielleicht ehe ich's für möglich hielt, in diese Gegend geräth, um Alles in wenig Wochen zu zerstören, was ich und die guten Karthäuser in vielen Jahren, mit stillem Sinn und reger Sorgfalt gebaut haben.«

Die Reden des Alten, seine Gestalt, die lebhafte und sinnreiche Art seines Vortrages erhöhten den Antheil ungemein, den die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit des Hauses, bei dem ersten Eintritte, in mir erregt hatten. Ich war begierig, die Familie eines Mannes kennen zu lernen, der sich so edel ausdrückte, und nach so vortrefflichen Grundsätzen zu handeln schien. Welch ein Hausvater, dachte ich, wenn diese Milde und diese Kraft sich in einem Geschäfte offenbart, wie die Erziehung der Kinder ist! — Ich nahm Abschied, mit der Bitte, den Freiherrn auf meiner Rückreise wieder besuchen zu dürfen, und ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß er mich ungern auf einige Tage entließ.

Als ich zurück kam, hatte ich das Glück, um meinen alten Baron seine Kinder und Enkel versammelt zu finden, die Frau von Norberg und deren Familie ausgenommen. Seine beiden Söhne, August und Ferdinand, nebst der Frau und den Kindern des ersteren, waren gegenwärtig. Meine Ankunft schien die Erschei-

nung eines alten Bekannten zu seyn. Ich erinnerte mich, den Major und dessen Gemahlin ein paar Mal in Gesellschaft gesehen zu haben, und beide waren so gütig, mich als einen Freund zu empfangen. Amalie — so heißt die Majorin — wird zu den Schönheiten des Mittelstandes gezählt; sie ist ein lebhaftes, unbefangenes, beinahe noch mädchenhaftes Geschöpf, und man möchte sie nur für die ältere Schwester ihrer drei liebenswürdigen Kinder halten.

Der Major von Sorben ist ein Mann von eben so festem als gemäßigten Charakter. Er wählte seinen Stand in früher Jugend aus Grundsätzen, ohne Absichten des Ehrgeizes und ohne Neigung für die Lebensart eines Soldaten. Sein Vater hatte ihn, seiner stillen Gemüthsart wegen, zu einem bürgerlichen Amte bestimmt, und sich sogar eine Zeitlang dem unerwarteten Entschlusse des Jünglings widersetzt. Aber August bestand auf der einfachen Erklärung, daß er seinem Vaterlande auf diesem Wege dienen zu müssen glaube. In den ersten Jahren des Revolutionskrieges, wo die Meinungen über die Ursachen und den wahrscheinlichen Ausgang dieser großen Begebenheit noch

sehr getheilt waren, ergriff der junge Mann die Partei der alten Verfassungen. Ohne die leidenschaftlichen Ansichten vieler Zeitgenossen zu theilen, blieb er dem Grundsatze getreu, daß man Alles daran setzen müsse, die inneren und äußeren, durch Zeit und Herkommen geheiligten Verhältnisse der Staaten aufrecht zu erhalten, auf welchen, seiner Ueberzeugung nach, die Kultur und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen.

Sein Bruder Ferdinand neigt sich hingegen zu der Meinung derjenigen, welche von der inneren Bewegung der Völker eine neue, bessere Ordnung der Dinge erwarten. Indem er das Unrecht, ja die Frevelhaftigkeit, der gewaltsamen Schritte eingesteht, wodurch die alte Verfassung von Europa gestört wurde, behauptet er doch, daß eine Veränderung unvermeidlich war, und erklärt die Versuche, die ehemaligen Einrichtungen in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen, für unausführbar und schädlich. Der Autorität vergangener Zeiten stellt er gern noch ältere Zeitalter entgegen, und den Beispielen der Geschichte die Ideen großer Geister, durch welche die Begebenheiten erst ihre Rich-

tung erhalten. — Ferdinand scheint im Besitze zu seyn, die Unterhaltung der Gesellschaft durch seinen Witz, und nicht selten durch einen fast muthwilligen, aber immer geistreichen Widerspruch zu beleben. Die große Achtung, welche der junge Mann für seinen Vater zu erkennen gibt, hindert ihn nicht, häufig von dessen Meinungen abzuweichen, und sie, mit eben so viel Beredsamkeit als Anstand, selbst zu bestreiten. Nichts in diesem Hause verräth die platte Familien-Aehnlichkeit, welche der enge Kopf oder der Eigendünkel des Hausherrn den Gesichtern und Manieren der Seinigen so oft aufdrückt. Der Grundsatz des Freiherrn in der Kinderzucht ist: die natürliche Anlage wirken zu lassen, und den inneren Trieb bloß auf das Gute und Nützliche zu leiten. Seine Söhne, seine bewunderte Tochter, seine Enkel sind lauter selbstständige, freie, aus sich selbst entwickelte Wesen, an denen die Bildung nichts verzogen und nichts vernachlässigt hat. Ich sah bald, wie richtig ich geurtheilt hatte, als ich schloß, daß ein Mann, der mit so vieler Seele bauet, einen nicht minder edlen Geist in der Erziehung zeigen werde. Es ist eine Freude, einen schönen Charakter

zu beobachten, der einem Hauswesen vorsteht.

Die Gesellschaft machte einen Spaziergang durch den Garten. Es war Abend, als wir auf der äußersten Höhe desselben angekommen waren, die sich hier gegen die innere Seite des Thales herabsenkt. Der Freiherr setzte sich auf eine einzeln stehende Bank, Amalie neben ihn, mit ihrem Töchterchen am Arme. Ihr älterer Sohn, ein stiller, sinniger Knabe, lehnte sich an seinen Großvater, den er mit kindlicher Anhänglichkeit liebt. Der kleinere hüpfte leicht und fröhlich an einer etwas entfernten Hecke herum. Wir Männer lagerten uns auf den Grasboden, neben dem Sitze des Barons. Es ward stille. Uns gegenüber schien der Thurm der Karthause sich aus der Tiefe zu heben, in den letzten Strahlen der Sonne glänzend. Ein unendlicher Friede war über die Landschaft ausgebreitet. Bei einem solchen Schauspiele spricht man nicht. Die Natur hat Augenblicke, wie die Liebe, wo sie uns gleichsam beschleicht und überwältigt, und das Entzücken vereinigter Herzen keine Worte findet.

»Ich vermisse noch immer etwas in dieser Scene,« sagte der alte Freiherr nach einem län-

geren Schweigen: »Es sind die Glocken. Eine Abendlandschaft kann des Geläutes nicht wohl entbehren, um sprechend zu werden. Ich vergesse mich sonst zuweilen, und merke kaum, daß sie nicht bloß gemalt ist.«

»Ah, meine Nachtigallen!« rief Amalie.

»Ich ziehe das Glockenspiel einer heimkehrenden Heerde vor,« sagte Ferdinand. »Wer den Kuhreihen in den Alpen gehört hat, auf den kann das Geläute einer Dorfkirche nur einen schwachen Eindruck machen.«

»Das sind schöne Töne, sanft oder erweckend,« erwiederte der Alte, »es ist eine Musik für Herz und Sinne. Die Glocke vom Kirchthurm tönt erhaben. Es ist wie ein Laut aus einer andern Welt, um den sich die Geister versammeln. Vielleicht, daß meine Jahre, und die Erwartung der Zukunft, der ich entgegen sehe, mich empfänglicher für diese Töne machen.«

Indem er dieses sprach, schien wirklich ein Ausdruck höherer Art auf dem Gesichte des ehrwürdigen Mannes zu schweben. Ferdinand neigte sein Haupt gerührt und ernsthaft, ohne zu antworten.

»Ueberhaupt aber,« fuhr der Freiherr nach

einer Pause fort, »verlieren wir viel an dem Genusse des Landlebens, wenn die Zeichen der Andacht seltener werden. Es ist nicht zu sagen, wie unbelebt, und zum Theil wie verwildert die umliegende Gegend geworden, seitdem das Chor auf der Karthause schweigt, und die Kirche verschlossen ist. Nicht bloß das Gewerbe stockt, auch die Geselligkeit hat abgenommen. Ich thue, was ich kann, diesen Mangel in meinem Gebiete zu ersetzen, aber man sieht es den Leuten noch immer an, daß ihr Gutsherr ein halber Heide ist.«

Sie würden also rathen, sagte ich, dergleichen Stiftungen wieder einzurichten, oder doch die, welche noch bestehen, nicht eingehen zu lassen?

»Das Letztere vielleicht, das Erste niemals. Wo einmal ein Anfang gemacht, und der gemeine Mann in seiner hergebrachten Denkart irre geworden ist, wird es nicht leicht seyn, zu bestimmen, wie weit man fortschreiten, oder wo man stehen bleiben soll. Nur lasse man sich nicht einfallen, rückwärts zu gehen! Ich bin ein Feind von Neuerungen, aber von allen. Es gibt umgekehrte Neuerungen, und das sind die schlimmsten.«

Ferdinand bemerkte, wie schwankend und unbestimmt der Ausdruck Neuerungen noch häufig sey. »Wie kommt es,« fragte er, »daß hauptsächlich nur in Staat und Kirche über dergleichen geklagt wird? In den Wissenschaften, Künsten und Gewerben ist viel Neues, aber man hört selten von Neuerern, in der Sprache etwa ausgenommen. Die Moden haben gar keine Neuerungen, obwol Alles an ihnen neu ist.«

Amalie wandte sich mit einiger Lebhaftigkeit zu ihrem Schwager, der jetzt ihren jüngsten Knaben auf dem Schooße hielt. »Mich däucht,« sagte sie, »ich verstehe, was Ferdinand meint. Er legt immer die halbe Antwort in seine Fragen.«

»Das wäre nicht gut,« bemerkte der Baron, »denn es wäre ein Zeichen, daß es nur halbe Fragen sind.«

»Es muß Jemand seyn,« fuhr Amalie fort, dem daran liegt, das Neue zu verrufen, damit von Neuerungen die Rede sey. Ich kann mir Moden denken, welche die Hälfte meines Geschlechtes für entsetzliche Neuerungen ansehen würde, wenn sie aufkommen sollten.«

»Meine Frau ist meist einig mit Ferdinan-

den,« sagte der Major lächelnd, »wenn ihn der Witz etwas zu behaupten verleitet, was schwer zu vertheidigen ist. Man glaubt doch immer etwas Gewaltsames und Unzeitiges mit dem Worte Neuerung auszudrücken. Veränderungen, die aus der Natur der Sache entstehen, und daher weder unvorbereitet noch unerwartet sind, werden nie so genannt. Alle Neuerer haben den Charakter der Willkür und Eigenmächtigkeit. Es ist aber natürlich, daß in wichtigen Dingen gegen muthwillige Veränderungen sich ein Widerstand erzeugt, und daß die Versuche dieser Art, von der Partei die sich zum Alten hält, mit gehässigen Namen belegt werden.«

»Vielmehr,« erwiederte Ferdinand, »scheint es das Willkürliche in unseren Einrichtungen zu seyn, worauf hier der meiste Unterschied beruht. Wo nur irgend etwas Nothwendiges und Vernunftmäßiges in den Dingen ist, da machen sich die Verbesserungen gleichsam von selbst, und das Neue erscheint ohne Lärm und Widerspruch. Verfassungen, Künste, Wissenschaften, alle menschlichen Anstalten und Beschäftigungsarten sind darin in gleichem Fall. Die Mathematik, die gegründetste unserer Erkenntnisse, hat nur Erwei-

terungen zu erwarten; die bloße Idee von Neuerung ist hier lächerlich, aber auch die eines Stillstandes. Hingegen sind die Wissenschaften, die ganz in die Luft bauen, und in denen man wenig mehr als Worte hat, voll Neuerungen und Ketzereien, ohne jemals einen Schritt weiter zu thun.«

»Es ist etwas Wahres in dieser Bemerkung,« sagte der Alte; »aber ich sehe nicht, was Du für Deine Hauptfrage daraus schließen willst.«

»Es scheint also,« fuhr Ferdinand, gegen seinen Vater gewendet, fort, »daß es zuerst unser Stolz und dann unser Eigennutz ist, was dem Begriffe von Neuerung seinen Sinn und seine Gehässigkeit mittheilt. Die Menschen sind so eitel und eigensinnig, daß sie Alles eher umkehren und einstürzen lassen, als das, was sie selbst festgesetzt haben. Ja, man möchte behaupten, daß, je gleichgültiger und willkürlicher eine Veranstaltung ist, desto mehr Hartnäckigkeit angewendet werden wird, sie aufrecht zu erhalten. Die Mode, dieses wesenlose Ding, an dem Alles konventionell und beliebig ist, scheint allein von dieser Regel abzuweichen. Im Grunde aber ist es nur eine Satzung mehr, worauf in

diesen Tändeleien der Sinnlichkeit und die Laune sehr strenge gehalten wird, nämlich die: überall gar nichts bestehen zu lassen, und ewig Alles abzuändern, nur die Veränderlichkeit nicht.«

»Das ist ganz artig mit Worten gespielt, lieber Ferdinand,« antwortete sein Vater; »und in einer scherzhaften Synonymik würde sich so ein Artikel über die Neuerungen nicht übel ausnehmen. Ich denke jedoch, wir wissen ziemlich Alle, daß Kopernikus, Galiläi und Harley keine Neuerer waren, obwol sie von den dunkeln Köpfen ihrer Zeit dafür mögen ausgeschrieen worden seyn, und daß die Buchdruckerkunst keine Ketzerei ist, wenn der Erfinder derselben in gewissen Umständen auch dem Scheiterhaufen oder dem Pfahle kaum entgangen seyn sollte. Du so wenig, als sonst Jemand, der uns hört, ist darüber zweifelhaft, was ich unter den Neuerungen verstehe, gegen welche ich mich erklärt habe. Gerade die Einrichtungen, die, wie Du es ausdrückst, durch die Willkür festgesetzt sind, können nicht sorgfältig und strenge genug bewahrt werden, denn sie bestehen nur so lange und in so ferne, als über ihnen gehalten wird. Die Natur und der menschliche Geist, wie er sich in den

Erfindungen zeigt, haben ihre Gesetze und deren Gewährleistung in sich selbst. Die Sitten und die Verfassungen, die darauf gegründet sind, finden ihre Sicherheit in dem beharrlichen Willen allein. Die Tugend selbst hat keine andere Garantie. Ist das aber willkürlich oder gleichgültig, ist es nicht vielmehr das eigentlich Nothwendige in der moralischen Welt, ohne welches Alles zusammen fallen würde, was es Theures und Wichtiges für die Menschen gibt?«

»Ich fürchte nicht,« sagte Ferdinand, »daß mein Vater, in dessen Leben und Wandel ich eine Abbildung der Tugend erblicken würde, wenn ich sie nicht in meiner eigenen Brust erkennte, — ich fürchte nicht,« sagte er, »daß mein Vater den Verdacht auf mich laden werde, ich zweifle an der Sittlichkeit, ich wolle der Religion ihre Würde, oder dem Staate die Grundfesten entziehen, auf denen das Recht und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen. Aber ich sehe das Höchste und Heiligste unter den Menschen, durch Uebertreibung, Schwärmerei und Mißbräuche verunstaltet. Beinahe überall, wo alte Systeme und Verfassungen lange be-

standen, ist das wirklich Gute, das sie hatten, verloren gegangen, und nur die leeren Formen mit den Gebrechen, die ihnen anhängen, sind stehen geblieben. Betrachten Sie die Geschichte und den Zustand des größten und dauerhaftesten Reiches, das die Welt bis jetzt kannte; durchwandern Sie das Land, dem Confucius oder ein größerer Geist im tiefsten Alterthum unveränderliche Meinungen, Gesetze und Sitten gegeben hat; sehen Sie China und dessen Einwohner, mein Vater, und sagen Sie mir, was durch die Beharrlichkeit gewonnen ist, womit Jahrtausende hindurch ein ungeheuerer Zusammenfluß werthloser Menschen unter dem Joche von Gebräuchen und Formen niedergehalten wird, die allen edleren Zwecken unserer Natur widerstreiten? — Keine selbstständige Kraft, keine würdige Gesinnung kann da entstehen; nicht bloß der Geist und die Seele, die Individualität selbst scheint diesen Menschenbildern zu mangeln.«

»Etwas, mein Sohn, könnte doch gewonnen seyn: die Ruhe und ein weniger leidender Zustand von Millionen empfindender und bedürftiger Wesen, die ohne den Zaum jener Verfassung und Sitten, gleich den Thieren der Wüste,

von Generation zu Generation, sich bekriegt und zerfleischt haben würden. Laß uns nicht vergessen, daß, wenn die Entwickelung der Vernunft der höchste Zweck der Natur ist, die Erhaltung des Geschlechtes ihr erster sey. — Dein Beispiel, Ferdinand, entfernt uns übrigens mehr von dem Gegenstande, dessen Untersuchung Du aufgeworfen hast, als es uns dessen Erörterung nahe bringt. Niemand leugnet, daß es Verfassungen gibt, deren ursprüngliche Verkehrtheit im Widerspruche mit den Zwecken der Menschheit ist, und denen selbst die Dauer, die ihre Urheber ihnen aufzuzwingen wußten, zum Vorwurfe gereicht. Man muß es sagen, und es hilft nicht, es, um der Schwachen willen, verheimlichen zu wollen: die Natur hat ihre Absichten, die nicht überall die unsrigen sind, und ihr Gesetz ist stärker, als unsere Verabredungen. In allen menschlichen Einrichtungen ist die Anlage zu ihrem Verfall, wenn auch Einigen das unglückliche Kunststück gelungen seyn sollte, den Keim aller Verbesserung in sich zu ersticken. Aber, mein Sohn, wir leben weder in Peking, noch in Sparta; und in den liberalen Verfassungen Europa's ist es nicht das Uebergewicht alter, stren-

ger Formen, dessen Druck wir zu fürchten haben: die Tendenz des Zeitalters, aus aller Form, und durch alle Schranken der Gewohnheit zu brechen, muß uns mit Furcht erfüllen. Was kann die Uebertreibung der Religiosität und Tugend für Besorgnisse erwecken, wo die Tugend selbst ein leerer Schall und das Gespötte der Menge geworden ist? Darf von Mißbräuchen im Staate die Rede seyn, wenn alle Staaten in ihren Grundfesten wanken, und das losgewordene Schwert die Rechte und die Wohlfahrt der Völker verschlingt?«

Nach einigem Besinnen erwiederte Ferdinand: »Ich wage es, mein Vater, auf diese ernsten Fragen: ja! zu antworten; denn jene Uebertreibung, jene Mißbräuche sind es, welche das trostlose Unglück, dessen Sie erwähnen, mittelbar oder unmittelbar über uns gebracht haben. Und das ist und wird überall geschehen, wo die Zeit der Verbesserung versäumt wird, und wo die Trägheit, oder ein falsches System die Mißbräuche, und die Ausartung ursprünglich wohlthätiger Einrichtungen, überhand nehmen läßt. Das Gute sollte erhalten, das Schlechte muß hinweg geräumt werden. Wo aber ist die Gränz-

linie zwischen dem, was gut und was böse, was wesentlich und was zufällig, dessen Erhaltung heilsam und dessen Fortdauer verderblich ist? Oder sollen wir das Schädliche um sich greifen lassen, aus Furcht, etwas Nützliches damit auszurotten?«

»In der Theorie,« versetzte der Alte, »ist die Antwort auf Deine Fragen bald gegeben; in der Ausübung halte ich die Auflösung derselben für das größte Wagestück, dem sich ein Mensch unterziehen kann. So viel begreife ich, daß diejenigen weniger irren, welche, mit einer Art von religiöser Scheu, selbst die Gebrechen wichtiger, durch ihren Zweck und ihre Dauer ehrwürdiger Einrichtungen anzutasten vermeiden, als die, welche, von einem Geiste des Leichtsinnes und der Unruhe getrieben, an die Fundamente veralteter, den Menschen unentbehrlicher Anstalten, Hand legen, und durch die Verbesserungen, die sie beabsichtigen, das Ganze der Gefahr eines jähen Einsturzes aussetzen. Wir sind in eine Zeit gekommen, wo Reformen unvermeidlich geworden zu seyn scheinen. Aber nicht sowol die Nothwendigkeit der Reformen, als der wilde, unreife und schwache Geist des Reformators ist

es, was ich fürchte. Die Anmaßlichkeit der mittelmäßigen Köpfe erfüllt mich mit Unwillen und Grauen, die, mit zufälliger Macht bekleidet, heute das Alte umkehren, morgen das Neue verwerfen, Fehler, die sie begangen haben, durch Machtstreiche auszulöschen glauben, immer irren, und über nichts zweifelhaft sind, am wenigsten aber über ihre Fähigkeit, das Schiff der öffentlichen Wohlfahrt durch die Klippen und Stürme der Zeiten zu führen.«

Ferdinand schwieg, mit mehr Ernst in seinem Gesichte, als ich vorher an ihm gesehen hatte. Sein Bruder machte die Bemerkung, daß, wenn es schwer sey, das rechte Maß in solchen Dingen zu finden, die Unentschlossenheit, die sich ganz leidend dabei verhält, doch auch nicht gebilligt werden könne. Er gebe zu, sagte er, daß die Unfähigkeit und das blinde Selbstvertrauen halbreifer Köpfe unendlich viel Böses in der Welt gestiftet haben. Aber er frage, ob Männer, welche die Erfahrung, oder ihr besserer Verstand, über die Gefahren der Zeit belehrt haben, nicht eben dadurch aufgefordert seyen, den öffentlichen Angelegenheiten ihren Rath und Beistand zu widmen?« — »Sie wissen, mein Va-

ter," fuhr er fort, "daß ich mit den Gründen Ihrer Entfernung von den Geschäften nie ganz einverstanden war. Wenn ein Mann von Ihrem Geiste und Charakter sich dem öffentlichen Dienste entzieht, weil seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, seine Kräfte den Umständen für angemessen zu halten, wer soll es wagen, an der Stelle zu bleiben, die seine Neigung oder das Bedürfniß des Staates ihm angewiesen hat? Die Angelegenheiten des Publikums müssen, gut oder schlecht, besorgt werden. Wo sich die Verständigen und Rechtschaffenen zurückziehen, fängt das Reich der Thorheit und der Nichtswürdigkeit an."

"Ich würde sagen," erwiederte der Alte, "daß mein Sohn August ein Schmeichler sey, wenn ich nicht wüßte, er denke zu gut von mir, um mich eitel machen zu wollen. Glücklicherweise ist der Posten, den ich verlassen habe, nicht von solcher Wichtigkeit, daß ein beträchtlicher Nachtheil für das gemeine Wesen daraus hätte entstehen können, gesetzt auch, er wäre nach mir von einem weniger brauchbaren Manne, als ich bin, eingenommen worden. Uebrigens bin ich überzeugt, daß, wenn es uns in irgend einer

Sache gestattet ist, unserem inneren Gefühle und Antriebe zu folgen, dieß in der Wahl und Behauptung unseres Berufes seyn müsse. Es ist ein Unterschied zwischen den Eigenschaften, die den guten Hausvater ausmachen, und den Talenten, welche die Geschäfte des Staates in außerordentlichen Zeitläufen erfordern. Daß ich diese Talente nicht besitze, bin ich mir bewußt. Vielleicht habe ich es nur einem Mangel meines Temperaments und derjenigen Unentschlossenheit, deren August erwähnte, zu danken, daß ich früher, als mancher Andere, auf den Geist und die gefährliche Tendenz des Zeitalters aufmerksam geworden bin. Einen Beobachter zu bilden, ist eine gewisse äußere Ruhe und Unthätigkeit nöthig: aber das Handeln auf einem öffentlichen Schauplatze erheischt eine Gegenwart und Entschiedenheit des Urtheils, und eine instinktmäßige Energie des Willens, welche die Natur, vielleicht zu meinem Glücke, mir versagt hat.«

»Indessen darf ich hoffen,« fuhr der Alte fort, »kein ganz unnützes Leben geführt zu haben. Es sind zwanzig Jahre und darüber, daß ich zu ahnen anfing, das Glück, welches ich

suche und meinen Kindern zu bereiten wünsche, könne nur in meinem Hause und in ihren eigenen Herzen gegründet werden. Die Begebenheiten, deren Zeugen wir waren, und deren Ausgang noch entfernt ist, hat, allem Ansehen nach, keine menschliche Macht und Klugheit abwenden können. Eine neue, vielleicht bessere, Weltordnung scheint sich zu gestalten; was aber auch geschehen mag, das dauerhafte Wohl der Generationen und Völker kann nur auf der festen Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Tugenden erbaut und gesichert werden. Meine Denkart und meinen Charakter dem Ernste der Ereignisse anzupassen, und in meinen Kindern starke Seelen zu bilden, die fähig wären, die Last derselben zu ertragen, — das war die Aufgabe meines Lebens. Ob sie glücklich aufgelöst sey, muß Euer eigenes Gemüth Euch sagen, und« — setzte er hinzu, indem er seinen Enkel, der noch immer an seiner Seite stand, an sich zog — »werden *diese* beantworten, wenn ich lange nicht mehr bin.«

August und Ferdinand waren von ihren Sitzen aufgesprungen, um sich ihrem edlen Vater zu nähern. Amalie schlang ihre Arme um ihn,

und küßte mit Innigkeit die ehrwürdige Hand des Alten. — Die Sonne war indessen untergegangen. Den Osten umzog die aufsteigende Nacht; die nähern Gegenstände fingen an, ihre Deutlichkeit zu verlieren, und der Thurm der Karthause schien in das stille Thal zu versinken.

Der Alte stand auf. »Es fängt an, dunkel zu werden,« sagte er; »ich bin eine Zeit her empfindlicher gegen die Kühle des Abends, als gut ist.« — Er machte eine Bewegung, gegen das Haus zu gehen. Amalie hing sich in seinen Arm; der kleine Wilhelm blieb an seiner rechten Hand. August und Ferdinand führten die zwei jüngeren Kinder. Ich folgte ihnen.

Als wir im Hause angekommen waren, trennte sich die kleine Gesellschaft. Amalie nahm die Kinder zu sich; uns Männer führte der alte Freiherr in sein Bibliothekzimmer, mit dessen wohlgeordneter Einrichtung ich mich schon früher bekannt gemacht hatte. Die Büchersammlung mochte aus ein paar tausend Bänden bestehen, denen man es ansah, daß sie nach und

nach zum unmittelbaren Gebrauche angeschafft und vielfältig genützt worden. Auch hier war der Grundsatz des Hausherrn sichtbar, daß man in den meisten Fällen besser thue, das schon Vorhandene zu erhalten, nach Bedürfniß zu erweitern und allmälig zu ergänzen, als nach einem willkürlich ausgesonnenen Plane etwas ganz Neues herzustellen. Ein Theil der Bücher, welche die Sammlung enthielt, schrieb sich noch aus der Jugendzeit des Besitzers her, ein anderer aus seinem Geschäftsleben; den größten Theil hatte er nach und nach angekauft, seitdem er sich in die Einsamkeit zurückgezogen, und sich mit dem Unterrichte seiner Kinder und Enkel selbst zu beschäftigen angefangen. Der praktische Sinn des Freiherrn zeigte sich in der Auswahl der einzelnen Werke, wie in der Entstehung und allmäligen Vervollständigung des Ganzen. Das Fach der Geschichte, mit ihren verschiedenen Abtheilungen, war besonders reich besetzt; über Gesetzgebung, Politik und Moral vermißte ich keines der mir bekannten Hauptwerke. Die schöne Literatur schien dagegen mit einiger Strenge behandelt; außer den alten Klassikern fand ich nur die Engländer ziemlich zahlreich, und unter

diesen ein paar vorzügliche Ausgaben von Shakspeare. Die deutschen Dichter nahmen verhältnißmäßig einen geringen Raum ein; einen neueren Autor als Göthe und Schiller, sah ich nicht darunter.

Zwei Bände eines biographischen Werkes, das Leben der römischen Kaiser enthaltend, lagen geöffnet auf dem Tische. Ich fand, daß es die Lebensbeschreibungen des Kaisers Julian und Josephs des Zweiten waren, die aufgeschlagen neben einander lagen, und bemerkte dieses — wie ich vermuthete — nicht zufällige Zusammentreffen. — »Ich habe mit meinem Enkel gestern und heute die Geschichte Julian's gelesen,« sagte der Alte, »und denke morgen das Leben des deutschen Kaisers mit ihm durchzugehen. Diese Art von Parallelen zwischen den großen und denkwürdigen Männern der alten und der neuen Zeit scheint mir nützlich. Die hohen Bilder des Alterthums werden uns dadurch näher gerückt, und ein edler Charakter unserer Zeit nimmt dagegen etwas von der antiken Würde der griechischen und römischen Helden an, mit denen wir ihn zugleich kennen lernen. Die Jugend kann nicht früh genug überzeugt werden, daß

die Geschichte der menschlichen Tugenden kein hochfliegender Roman ist.«

»Ist aber nicht jeder historische Charakter, der aus dem großen Gemälde eines Zeitalters herausgenommen und einzeln als Muster aufgestellt wird, gewissermaßen eine romanhafte Gestalt?« fragte Ferdinand. »Ein Mensch, auch der größte, ist wenig durch sich selbst, das Meiste durch das Glück und durch andere Menschen, diese seyen nun seine Freunde, Gehülfen, Gegner oder Nebenbuhler. Wer uns einen Mann und dessen Thaten außer dem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte darstellen will, muß zur Dichtkunst seine Zuflucht nehmen, und seinen Helden nothwendig besser oder schlimmer machen, als er wirklich war.«

»Sie zweifeln also an dem Nutzen der Biographien überhaupt?« sagte ich.

»Keineswegs,« erwiederte Ferdinand; »für das Privatleben, besonders in gewöhnlichen, bürgerlichen Verhältnissen, kann eigentlich nur diese Gattung historischer Werke fruchtbare Vorbilder zur Nachfolge aufstellen. Ich wollte mit meiner Bemerkung bloß so viel sagen, daß die allgemeine Geschichte im Ganzen mehr Wahr-

heit enthalte, und also auch lehrreicher sey, als die besondere, oder vielmehr die individuelle.«

»Für den Staatsmann vielleicht,« sagte der Major, »für den Menschen gewiß nicht.«

»Auch für den Menschen,« fiel ihm Ferdinand in's Wort, »nur nicht in streng moralischer Hinsicht. Klugheit muß uns die wirkliche Welt lehren, Tugend die idealische. Und dieß eben ist das große Verdienst von Plutarch's Lebensbeschreibungen; ein Verdienst, worin nie ein anderer Schriftsteller ihm gleichgekommen ist. Seine biographischen Gemälde sind um so moralischer, je mehr sie sich über die gemeine historische Wahrheit erheben. Es ist die Idee, nicht das Beispiel des Guten, wodurch unser sittliches Gefühl eigentlich angeregt und geläutert wird.«

»Was den Plutarch in meinen Augen zu einem der moralischsten Schriftsteller macht,« sagte der alte Freiherr, »ist seine eigene sittliche Gesinnung, die, von Ueberspannung und Indolenz gleich weit entfernt, ihm stets das richtige Maß des Rechten und Pflichtmäßigen an die Hand gibt, und welche, indem sie uns ihn selbst als einen weisen und tugendhaften Mann ken-

nen lehrt, für die Wahrheit und den Nutzen der großen Beispiele, welche er aufstellt, die sicherste Gewähr leistet. Ich habe alle Achtung für die Ideen des Guten; in wissenschaftlichem Betracht stehen sie oben an, und können, zu spekulativem Gebrauche, nie zu streng von aller Beimischung empirischer Sätze geschieden werden. Aber damit das Gute in's Leben trete, bedarf es der That; darum ist, in praktischer Hinsicht, Ein Beispiel mehr werth, als ein ganzes Kompendium der reinen Sittenlehre, von dem der Kopf angefüllt seyn und der Mund überfließen kann, ohne daß das Herz von einer sittlichen Regung erhoben und der Mensch zu einer guten Handlung angetrieben wird.«

Ferdinand hatte, während dieser Zwischenreden, einen Band von den erwähnten Lebensbeschreibungen nach dem andern von dem Tische genommen und, mehr mechanisch, als mit deutlichem Bewußtseyn, darin geblättert. Jetzt schärfte er, wie von ungefähr aufmerksam gemacht, den Blick, und hielt ihn mehrere Sekunden auf eine Stelle gerichtet, die ihm aufgefallen zu seyn schien. »Es ist besonders!« sagte er lächelnd, indem er das Buch wieder an seinen Ort legte:

Sie dachten gewiß nicht daran, mein Vater, als Sie für den kleinen Wilhelm diese Lektüre wählten, Beispiele zu der Unterredung bereit zu halten, die wir so eben hatten; aber es trifft zum Bewundern zu. Beide Kaiser, der Deutsche wie der Römer, waren Reformatoren, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, und zwar keine glücklichen. Julian erscheint recht eigentlich als das, was Sie einen umgekehrten Neuerer nannten; er ging in dem Versuche unter, Gebräuche, Sitten und einen Volksglauben wieder herzustellen, welche die Zeit gestürzt hatte, und die keinen Bestand und Stützpunkt mehr in der öffentlichen Meinung fanden.«

»Du hast den Mann und den Fall, die zu Deinem Satze passen, glücklich genug ausgespürt,« antwortete Ferdinands Vater; »doch erwartest Du wohl nicht, daß ich Julian's Irrthum und verdientes Mißgeschick als einen Beweis gegen meine Behauptung werde gelten lassen? Das fanatische Unternehmen des Wiederherstellers der alten Götzenbilder und ihres in Verachtung versunkenen Dienstes, war in der That eine Neuerung für jene Zeiten, und zwar eine der wildesten, welche je aus dem Kopfe ei-

nes schwärmerischen Schulweisen hervorgingen. Die alten Einrichtungen und Gewohnheiten, die der Zögling der Grammatiker und Sophisten zum Heile Roms erhalten zu müssen glaubte, bestanden nur mehr in den Büchern und in dem Munde der heimlichen Götzenpriester (seiner Lehrer), von denen der grübelnde Jüngling sich umgeben sah. Er kannte die Welt und sein Zeitalter nicht, in welchem der Glaube und die Einrichtungen, für die er kämpfte, bereits besseren Lehren und mächtigeren Triebfedern Raum gemacht hatten, und diese schon ihren segenvollen Einfluß überall offenbarten.«

Ferdinand unterdrückte ein neues Lächeln, und der Major, der es bemerkte, unterließ nicht, die Auslegung davon zu machen. »Bruder Ferdinand,« sagte er, »gibt schwerlich zu, daß ein so großer Unterschied zwischen jenen alten und den jetzigen Zeiten Statt finde. Er hält vermuthlich, mit den Philosophen dieses und des vorigen Jahrhunderts, die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen des heutigen Europa für nicht weniger wankend und hinfällig, als die morschen Grundfesten des römischen Staats- und Priester-Regiments in Julian's Zeitalter.

Die öffentliche Meinung, auf die er sich beruft, hat ja schon in den Schriften Voltaire's und der Encyklopädisten, den unvermeidlichen Umsturz jener veralteten Doktrinen und Einrichtungen angekündigt. Unsere philosophischen Zeitgenossen sehen das große Werk ihrer Wünsche bereits als verwirklicht und vollendet an. Das Bedürfniß und die Ueberzeugung der unerleuchteten Menge wird hierbei für nichts gerechnet. Hat man doch selbst den Helden der Revolution und des Zeitalters, wegen der Rückschritte zu den erhaltenden Principien, die er um seines eigenen Vortheils willen thun zu müssen glaubte, für einen Abtrünnigen erklärt; ja, wer weiß, ob der Wiederhersteller der Throne und Altäre — wie der Held des Tages sich von der Schmeichelei am liebsten nennen hört, — in Ferdinands Augen nicht eben so gut ein umgekehrter Neuerer ist, als Julian der Apostat?«

Eine dunkle Röthe färbte plötzlich Ferdinands Wangen, und er erhob sich mit einiger Heftigkeit, um seinem Bruder zu antworten. Der alte Freiherr fiel ihm besänftigend in's Wort, und indem er sich mit mildem Ernste zu dem Major wandte, sagte er: »Du verkennst Deinen

Bruder, mehr als billig und schicklich ist. Seine Gesinnung hat mit den thörichten und strafbaren Menschen nichts gemein, welche Deine allzu gehässige Rede bezeichnet. Nie wird Ferdinand von den seichten und gefährlichen Sophismen der Partei sich im Ernste täuschen lassen, deren Meinungen er, mehr aus einem Geiste des Widerspruches, als aus Vorliebe, zuweilen vertheidigt.. Ich halte ihn sogar für unbefangener in seinen Urtheilen, als Dich, mein Sohn August, dessen herbe Weise in der Behauptung lobenswerther Grundsätze nicht durch die gute Absicht gerechtfertigt wird. Die Wahrheit, die wir Alle suchen, oder suchen sollten, ist nur auszumitteln, wenn wir auch das Gegentheil unserer liebsten Ueberzeugungen für möglich halten, und den Gründen der Andersdenkenden eine so ruhige Aufmerksamkeit leihen, als ob wir dadurch überführt werden könnten.«

Der Major betheuerte, an der innern Gesinnung seines edlen Bruders nie gezweifelt zu haben, gestand aber, daß auch der bloße Schein des Indifferentismus in so hochwichtigen Angelegenheiten ihn leicht um die Geduld bringe, und ihn oft verleite, die skeptischen Aeußerungen

Ferdinands mit mehr Bitterkeit zu empfinden und zu beantworten, als vielleicht recht sey. So habe ihn jetzt die Art von Leichtsinn wahrhaft verletzt, womit der Bruder die Zeiten Julian's und dessen Versuch, den alten Wust des Heidenthums gegen die siegende Uebermacht der christlichen Religion aufrecht zu erhalten, mit unserer Zeit und mit den Bemühungen aller Gutgesinnten zusammenstellte, Europa's ehrwürdige Staats- und Kirchen-Verfassungen gegen das Anstürmen des Unglaubens und des Gleichheitsschwindels zu beschützen. Schon aus dem Standpunkte einer bloß vernünftigen Weltbeobachtung sey doch an sich klar, sagte er, daß die Einführung der reinen Christuslehre, an der Stelle der Vielgötterei, ein unendlich folgenreicher Fortschritt der Menschengattung auf der Bahn ihrer geistigen und moralischen Entwicklung gewesen sey, wogegen das Verdrängen dieser göttlichen Lehre, durch den trostlosen Unglauben des modernen Materialismus und Pantheismus, der furchtbarste Rücksturz der Menschheit in alles Elend der Rohheit und Unsittlichkeit seyn würde.«

Ferdinand ergriff seines Bruders Hand, und,

wieder völlig heiter, sagte er gutmüthig: »Wahrlich, Bruder! ich bin so schlimm nicht, als ich Dir manchmal vorkomme. — Lassen wir das Heidenthum, an dem Du Dich ärgerst, und den Schwärmer Julian, der übrigens auch besser war, als die Sache, die er vertheidigte. Aber hat die heilige Religion, deren segenvoller Einfluß auf die Kultur und die Wohlfahrt der Menschheit nie zu hoch angeschlagen werden kann, dem Fanatismus und der Herrschsucht nicht selbst oft genug den Vorwand leihen müssen, alle Fortschritte des menschlichen Geschlechtes in seiner Vervollkommnung zu hemmen? War nicht sie es, in deren Namen finstere Gewalthaber ganzen Generationen und Himmelsstrichen das Licht der Wahrheit und die Freiheit der Gewissen entzogen? Kannte Philipp II. seine Zeit und seine Unterthanen etwa besser, als Kaiser Julian die seinigen? Und wenn jenem starrköpfigen Gegner aller Neuerungen das unselige Kunststück gelang, in Spanien und der neuen Welt jeden Aufschwung zum Besseren auf Jahrhunderte zu unterdrücken, ward seiner kurzsichtigen Politik darum weniger in den Niederlanden die Schmach bereitet, alle seine Macht und Willkür an dem

festen Willen einer Handvoll armer Fischer und Leinweber scheitern zu sehen?«

»Das ist alles ganz richtig,« unterbrach der alte Baron den Fluß von Ferdinands Rede, »aber diese Zeiten sind, dem Himmel sey Dank, vorüber. Kein Philipp II., wenn auch noch einer erschiene, wird der Gewissensfreiheit, den Fortschritten der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation in Europa mehr gefährlich werden. Das Gegengewicht der verschiedenen, in einem System unabhängiger Staaten eingeführten Verfassungen und Glaubensbekenntnisse sichert uns davor. Ein Regent, der heut zu Tage Philipps Verwaltungs-Maximen befolgen wollte, würde es nur auf die Gefahr seiner eigenen Macht und seines Ansehens in dem europäischen Völkerbunde thun.«

»Und wodurch erlangten wir diese Sicherheit?« fiel Ferdinand lebhaft ein. »Welchen Geschicken, Begebenheiten oder Thaten verdankt die jetzige Zeit einen Vorzug, der alles aufwiegt, was frühere Jahrhunderte ihr entgegen setzen können?«

»Den Neuerern ohne Zweifel,« erwiederte Ferdinands Vater mit einem ironischen Lächeln;

»denn das wolltest Du doch sagen, und ich muß gestehen, daß Du in einem gewissen Sinne die Wahrheit gesagt hättest.«

»Den Männern wenigstens,« fuhr Ferdinand ernsthaft fort, »verdanken wir jenen unschätzbaren Vorzug, welche die Kraft und den Muth hatten, ihrer Zeit und ihrem Lande das Gepräge ihres Geistes zu geben, und die Ideen, von denen sie begeistert waren, in das Leben einzuführen. Ist dieses bewundernswürdige System verschiedenartiger Staats- und Kirchen-Verfassungen, auf welchem bisher die Unabhängigkeit der Völker und die bürgerliche Freiheit von Europa beruhten, nicht großen Theils das Werk von Entschlüssen, Handlungen und Begebenheiten, welche zur Zeit, als sie entstanden, mit den Namen von Neuerungen, Ketzereien, und mit noch weit gehässigeren Benennungen belegt wurden? — Ich lasse den Werth der dissentirenden Glaubensbekenntnisse und der repräsentativen Verfassungen hier ganz unbeachtet, auch fühle ich keinen Beruf, den Urhebern derselben Lob oder Tadel auszuspenden: aber die, unermeßlich nützliche, Folge hat das Entstehen jener neuen kirchlichen und Staats-Formen un-

streitig gehabt, daß wir nicht mehr in Gefahr sind, unter das Joch eines blinden Glaubenszwanges niedergebeugt, und der Zuchtruthe einer gesetz- und rücksichtslosen Tyrannei unterworfen zu werden.«

»Du folgerst etwas zu viel aus meinen Zugeständnissen,« antwortete der alte Freiherr. »Die glückliche Mischung der europäischen Staats- und Kirchen-Verfassungen, auf welcher die Sicherheit der gebildeten Welt beruht, ist nicht die Wirkung der Ursachen allein, welche Du anführtest. Das Gleichgewicht der politischen und kirchlichen Macht in Europa ging nicht — wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte Jupiter's — in vollendeter Gestalt und Kraft aus den Köpfen der Reformatoren hervor. Nur aus dem Konflikt streitender Elemente und Kräfte konnte dieß Wunderwerk der neueren Zeit entspringen. Der Widerstand, welchen die Freunde des alten Glaubens und Herkommens den staatsrechtlichen und religiösen Neuerungen entgegensetzten, hatte einen sehr wichtigen Antheil an der Feststellung jenes beschützenden Gleichgewichtes. Hätte die, aus dem Feudalsystem hervorgegangene Aristokratie und die römische Kirche sich ge-

gen die anstürmenden Glaubensverbesserer und politischen Gleichmacher nicht aufrecht und in mehreren Staaten im Vollbesitze ihrer Macht erhalten, es wäre um die bürgerliche und religiöse Freiheit in Europa eben so gewiß geschehen gewesen, als wenn Philipp der Zweite und die heilige Ligue allen ihren Gegnern obgesiegt, und die seelentödtende Lehre vom leidenden Gehorsam und von der Gefangennehmung des Verstandes und Willens unter die Aussprüche einer, in menschlichen und göttlichen Dingen unbegränzten, Autorität über den ganzen Erdkreis verbreitet hätten.«

»Ich gebe dieß in der Hauptsache zu,« erwiederte Ferdinand. »Keine Partei beschränkt sich selbst, wenn sie aller Furcht einer Einschränkung von außen enthoben ist. Die kaum noch verfolgte Lehre wird selbst unduldsam und verfolgend, sobald sie zum Besitze der Macht gelangt; ja, die freisinnigste in ihrem Ursprunge und ihren Grundsätzen verleugnet den Hang nicht, in ein leeres, lästiges Formelwerk auszuarten, nicht weniger ertödtend für den Geist, als der Köhlerglaube, den sie verdrängt hat, so bald, mit dem Widerstande von außen, die Triebfe-

dern in ihr zu erschlaffen beginnen, deren jede menschliche Doktrin und Einrichtung bedarf, um das Lebensprincip der inneren Selbstentwickelung und des Fortschreitens zum Besseren in sich zu erhalten.«

»Sehr wohl, mein Sohn!« sagte mit sanftem Kopfnicken der Alte. »Du erkennst also, daß der edelste Aufschwung des Geistes der Gegenwirkung äußerer Antriebe, und sogar der Hemmketten nicht entbehren kann, die ihn mehr hindern, sich selbst zu überspringen, als das Ziel, dem er nachstrebt, zu erreichen, wenn das Gute, welches dabei beabsichtigt wird, in Erfüllung gehen soll. Das ist ohne Zweifel die wahre Ansicht, denn sie stimmt mit der Natur überein, und mit dem Gange, welchen die höchste Weisheit dem Menschengeschlecht in dem Entwicklungsgeschäfte seiner Anlagen vorgezeichnet hat. Nur versuchend, oft irrend, sollen wir den Weg zum Heile finden lernen; und jeder einzelne Mensch soll ihn selbst finden, durch eigenes Versuchen und Irregehen, damit ihm auch das Verdienst nicht fehle, zu seiner und der allgemeinen Vervollkommnung mitgewirkt zu haben. Hätte die ewige Weisheit die höchsten Güter des Da-

seyns: richtiges Erkennen und Wollen, sammt dem Genusse ungestörten Glückes, dem Menschen ohne Einschränkung, wie ohne sein Zuthun, verleihen wollen, stand es nicht in ihrer Macht, sie ihm als ein freies Geschenk zu gewähren? Aber wir sollten jene Güter durch Arbeit erringen, sollten selbstschaffend, nach dem Maß unserer beschränkten Naturanlagen, das wundervolle Werk des Schöpfers, als seine demüthigen Werkzeuge, ergänzen. Nicht im Fluge, nicht sprungweise, nur durch beharrliches, überlegtes Fortschreiten, ist es dem Menschen vergönnt, sich der Lösung dieser großen Aufgabe zu nähern.«

»Das wollen aber die Philosophen und Staatsmänner der neuen Schule nicht,« entgegnete der Major lebhaft, »sie können das Reifen der Früchte nicht erwarten, die der verhängnißvolle Baum der Erkenntniß trägt. Ohne langes Zögern und vielfaches Bemühen soll wirklich werden, was sich ihre Phantasie als das Ideal des Vollkommenen in allen menschlichen Verhältnissen vorstellt. Was sie nicht sogleich und vollständig haben können, verlangen sie lieber gar nicht.«

»Daß diese Hast und Ungeduld, der Welt,

und selbst denen, die sich davon hinreißen lassen, nicht unwiederbringlich verderblich werden," erwiederte der Alte, "dafür hat die Natur, oder vielmehr die Vorsehung gesorgt. Sie setzte dem Trieb zur Veränderung und zum vorschnellen Ergreifen eines noch zweifelhaften Gutes, mit weiser Abwägung der von ihr in die Brust des Menschen gelegten Kräfte, den Hang zur Ruhe und zum Festhalten eines gewohnten Zustandes entgegen. Und damit der Erfolg dieser bewundernswürdigen Naturanstalt im Ganzen sicher, ja unvermeidlich sey, traf sie schon in dem körperlichen Organismus der Menschengattung — mit einer beinahe nicht minderen Gesetzmäßigkeit, als sich in dem Verhältniß der beiden Geschlechter zeiget — die folgenreiche Einrichtung, daß die entgegengesetzten Temperamente und Gemüthsarten, wovon die Einen zur Thätigkeit, die Andern zur Ruhe sich mehr geneigt fühlen, selbst der Zahl nach sich ungefähr die Wage halten. Mögen daher die zu Veränderungen aufgelegten Geister immerhin ihrem Zwecke mit zu vieler Hast und Uebereilung nachstreben, die zur Ruhe und Bequemlichkeit geneigten Gemüther werden es, in gewöhnlichen Zeiten und Umstän-

den wenigstens, schon zu machen wissen, daß die Absichten ihrer unruhigen Gegner nicht zu bald und zu leicht in Erfüllung gehen. Am Ende aber geschieht dennoch das, was — nicht in der Absicht der streitenden, oft auf gleiche Weise irrenden Parteien, sondern — in dem Plane der Vorsehung liegt, welche die Weisen und Thoren, die Thätigen und Trägen, die Guten und Bösen, ihnen selber unbewußt, zur Vollziehung ihrer ewigen Rathschläge zu führen weiß.«

»Die schließliche Antwort auf unsere Streitfrage,« sagte Ferdinand nach einer kurzen Pause, »wäre also unvermerkt näher gerückt. Das Fortschreiten zum Besseren ist den Naturgesetzen und dem, was wir von den Absichten des höchsten Wesens mit der Menschheit vermuthen können, durchaus angemessen. Es ist Pflicht, diesem Besseren nachzustreben. Neuerungen, d. i. Abweichungen von dem unvollkommen befundenen Alten sind nothwendig: das Gehässige, welches dem Worte Neuerung anhängt, verschwindet nach dieser Ansicht. Nur Mißbrauch und Uebertreibung können einem gerechten Tadel unterliegen; dieser Tadel aber trifft auch den Mißbrauch und die Uebertreibung der entgegengesetz-

ten Partei und Meinung. — Auf wessen Seite ist nun der größere Antheil von Recht und Wahrheit? Sollen wir mehr fürchten, uns dem einen oder dem andern Extrem zu nähern? und ist es schimpflicher, ein schwindelköpfiger Anhänger des Neuen, oder ein träger Nachbeter des Alten und Herkömmlichen gescholten zu werden?«

»Wir stehen wieder auf dem Punkte,« versetzte der alte Freiherr, »auf dem wir schon einmal waren. Die Frage, wie Du sie jetzt stelltest, ist übrigens rein praktisch, und kann nur mit Berücksichtigung aller Umstände der Zeit und des Landes beantwortet werden, in welchen derjenige, der sie aufwirft, sich befindet. In Zeiten eines allgemeinen, hinlänglich gesicherten Friedens, in einem, den Beschäftigungen und dem Genusse des Lebens sich ruhig hingebenden Lande, sind Verbesserungsversuche aller Art recht eigentlich an ihrer Stelle; sie werden dann am sichersten gedeihen, und unter der Aufsicht einer aufgeklärten und kraftvollen Regierung, selbst im Falle des Mißlingens, keinen bedeutenden Schaden stiften. Unter solchen Verhältnissen halte ich es für die Pflicht jedes redlichen und vernünftigen Mannes, zu allen, einigermaßen

begründeten Verbesserungs-Vorschlägen bereitwillig die Hand zu bieten, ja, die Ausfindung neuer Verbesserungsmittel sich selbst zum angelegenen Geschäfte zu machen. Die eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte erscheint in solchen Umständen immer als verdächtig, und deutet in der Regel auf irgend einen verborgenen Beweggrund in dem Kopfe oder dem Charakter des Widerstrebenden, welchen einzugestehen ihm schwerlich zum Ruhme gereichen dürfte. — In einer so allgemein und gewaltsam bewegten Zeit hingegen, wie die unsrige, sind selbst nützliche Reformen stets bedenklich, es ist gefährlich, an den Grundfesten der aufgeregten Gesellschaft zu rütteln, und man muß fürchten, den ganzen Bau einstürzen zu sehen, während man beschäftigt ist, Verbesserungen daran vorzunehmen. Ich bekenne daher, daß ich gegen die Urtheilskraft oder den guten Willen der Menschen starke Zweifel habe, welche mitten unter den Gefahren und Stürmen, die uns umgeben, nicht aufhören, allgemeine Verbesserungsplane zu entwerfen, und mit großem Geschrei weitaussehende Reformen in Staat und Kirche, als das Eine, was Noth thut, zu verlangen. Dagegen däucht

mir eine, selbst etwas weit getriebene Vorliebe für alles Bestehende, in einer Zeit, wie die gegenwärtige, gar sehr an ihrer Stelle; ich bin geneigt, diese Vorliebe wohlmeinenden Gesinnungen und einer richtigen Schätzung der unermeßlichen Vortheile zuzuschreiben, welche wir den Gesetzen, der Religion und den ehrbaren Sitten unserer Voraltern zu danken haben. Wie ein alter Freund, ja, ein geringer treuer Diener uns lieber wird, wenn wir in Gefahr sind, ihn zu verlieren; so erscheint mir mancher alte Gebrauch, manche sonst wenig geachtete Anstalt jetzt erst werthvoll, da man sie uns entreißen will, ohne uns dafür etwas anbieten zu können, dessen praktische Nutzbarkeit irgend wodurch verbürgt wäre. Bei dieser Gestalt und Lage der Dinge, mein Sohn, halte ich es für weiser und rühmlicher, die Partei der alten Verfassungen und Gewohnheiten entschieden zu ergreifen, als mich den Beförderern bedenklicher Neuerungen beizugesellen, und in der Reihe theoretischer Staatskünstler und Gesetzgeber Platz zu nehmen, mit denen unsere Zeit bis zur Ungebühr überhäuft ist.«

Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr,

um einer Unterredung ein Ende zu machen, bei der wir uns, wie er sagte, schon allzu lange verweilt hätten. Er lud mich ein, ihm in den Speisesaal zu folgen, wo Amalie indeß ein leichtes Abendessen für uns hatte bereiten lassen. Der heiterste Witz, die gemüthlichste Laune würzten unser kleines Mahl, von dem uns der Alte ziemlich spät, und doch zu früh für mich, entließ. — »Nein,« sagte ich zu mir selbst, als ich am nächsten Morgen aus dem Thor der Karthause fuhr, um in die Stadt zurückzukehren: »nein! die öffentlichen Angelegenheiten können in einem Lande und Zeitalter nicht verloren seyn, wo es noch solche Menschen gibt. In der Tugend und dem Glücke der Familien liegt die Bürgschaft für die Erhaltung und die Wiedergeburt der Staaten.«

Norberg und Elisa.

Eine Charakterskizze.

Herr von Norberg ist einer der ersten Geschäftsmänner Wiens. Sein Haus gehört zu den reichsten der Stadt; sein Kredit ist so weit verbreitet, als Oesterreichs Handlungsverbindungen reichen. Der Ruf seiner Rechtschaffenheit ist nicht weniger entschieden, als das Ansehen, welches ihm seine Talente und Kenntnisse verschaffen. Er ist ein strenger Arbeiter, mäßig, klug, bescheiden. Die Ueberlegenheit seiner Einsichten nicht minder, als der natürliche Adel seiner Gesinnungen, setzt ihn über die kleinliche Eifersucht gewöhnlicher Kaufleute hinweg. Er ist der allgemeine Rathgeber seiner Standesgenossen; sein Urtheil und sein Giro stehen in gleich hohem Werthe auf der Börse.

Vielleicht gibt es keinen selbstständigeren Mann, als Norberg ist; und doch scheint Elisa

unumschränkt in seinem Hause zu gebieten. In keiner andern Ehe habe ich so viel Freiheit mit so wahrer Achtung, so viel Delikatesse mit so besonnenen Absichten vereinigt gesehen. »Eine Frau ist gar nichts,« hörte ich Norberg einmal sagen, »wenn sie nicht die Königin ihres Hauses ist. Die ganze Welt ist unser: das Haus gehört den Frauen; sie schmücken es nur, wenn sie fähig sind, es zu regieren.«

In allen wichtigen Dingen scheint Elisens Entschließung den Wünschen und Absichten Norberg's zuvor zu eilen. Er hat selten einer Anordnung, welche die Oekonomie, oder die Erziehung der Kinder betrifft, etwas beizufügen, als seine Billigung und sein Lob. »Der Mann ist unglücklich,« sagt Norberg, »und für die Geschäfte verloren, der den Vormund seiner Frau, und den Zuchtmeister ihrer Kinder machen muß.« — Nur bei Gegenständen von geringerem Belange ist eine Verschiedenheit ihres Geschmackes und ihrer Urtheile wahrzunehmen. Nichts ist anmuthiger, als Elisen in solchen Fällen mit ihrem Manne im Widerspruch zu sehen. Er treibt sie scherzend aus ihrer Meinung heraus, und behält am Ende meistens Recht. »Bei diesen Gelegen-

heiten,« sagt Elisa, »kommt es an den Tag, daß ich einen Herrn habe.« -- Dagegen versichert Norberg: seine Frau mache ihm den Stand des Hausvaters so leicht, daß er sich gewöhnlich nur als ihren Gast betrachte.

In der That erheitert Norberg's Eintritt Elisens Besuchzimmer, wie die Ankunft eines lieben Gastes. Nie ist sie aufgeweckter und liebenswürdiger, als in ihres Mannes Gegenwart. Ihn hörte ich sagen: »er habe einen sehr interessanten Umgang, und das sey der mit seiner Frau.« So lange ich Norberg kenne, bemerke ich eine kluge Falte auf seiner Stirne, die sich selten verliert, als an dem Theetische seiner Frau, oder in ihrer Kinderstube. Hier muß man den festen Mann sehen, um die liebenswürdige Weichheit seines Charakters kennen zu lernen. Mit seinen Kindern überläßt er sich ganz dem natürlichen Hange seines Temperaments. Die Kleinen nehmen sich daher leicht etwas heraus, wenn der Vater da ist. Elisa sagt dann in gutmüthigem Scherze, und nicht ohne Wahrheit: »daß er ihr die Kinder verziehe.« — »Deine Weisheit bringt das schon wieder in Ordnung,« antwortet er lächelnd, nicht mit weniger Wahrheit.

Elisa liebt die Geselligkeit, Norberg, wie die meisten Männer von großem Verstande, hat mehr Neigung für die Stille der Einsamkeit. Indessen ergezt er sich zuweilen gern an dem bunten Gewühle von Menschen aller Klassen, die sich an bestimmten Tagen der Woche bei der Frau von Norberg versammeln. Die Einförmigkeit der weiblichen Beschäftigungen scheint des Reizes eines mannigfaltigen Umganges, als einer Erholung, zu bedürfen. Dieser Umgang macht außerdem einen nicht unwichtigen Theil der Bestimmung der Frauen aus. Schöne Sitten können nur da entstehen und sich ausbreiten, wo die ausgezeichnetsten Personen dieses Geschlechtes einen Einfluß auf die Gesellschaften behaupten. Dem geselligen Umgange die Talente und Liebenswürdigkeit einer Elisa entziehen wollen, würde keine geringere Ungerechtigkeit gegen die Welt seyn, als die Geschäfte der Einsicht und Thätigkeit eines Mannes, wie Norberg ist, zu berauben.

Die Vollkommenheit dieser beiden Charaktere, und die äußere Würde, die sie umgibt, machen den gegenseitigen Einfluß weniger sichtbar, den sie auf einander haben. Man muß,

wie ich, in ihrem vertrautesten Zirkel leben, um die Innigkeit des Verhältnisses beurtheilen zu können, worauf das Glück dieser Ehe gegründet ist. Das Gefühl, das Elisens und Norberg's Herzen vereinigt, ist eben so entfernt von dem Taumel der Leidenschaft, als von dem nüchternen Interesse der Konvenienz: es ist das Gefühl der reinsten Freundschaft und Zärtlichkeit, und gleichsam das Bewußtseyn eines verdoppelten Selbstes, woran Neigung, Vernunft und Gewohnheit den eigentlichen Reiz und den erhöhten Werth des Lebens geknüpft haben. Elisa und Norberg sind unfähig, sich als getrennte Wesen zu betrachten. Die Einheit ihres häuslichen Willens ist das Resultat der zartesten Aufmerksamkeit und der großmüthigsten Ergebung. Wie die vollkommene Tugend, nach der Bemerkung des Shaftesbury, eine Wirkung der Selbsterziehung, der Kunst, und gleichsam des Zwanges und der Gewalt ist, die man der Natur anthut; so ist die vollkommene Ehe die Wirkung einer wechselseitigen Erziehung der Geschlechter, und des freiwilligen Zwanges, den die Liebe über die selbstischen Neigungen ausübt.

Der alte Freiherr von Sorben ist ein er-

klärter Bewunderer seines Schwiegersohnes, dem er das Glück seines liebsten Kindes gern und laut verdankt. »Man sollte meinen,« bemerkte er einmal gegen mich, »diese zwei Leute hätten überflüssig Verstand, um ein Dutzend Haushaltungen damit auszustatten. Nehmen Sie aber dem Einen oder dem Andern nur Etwas von seinem Gewichte, so schlägt die Wagschale um, und es gibt eine mißvergnügte Ehe. Da ich den Geist und die Seele meiner Tochter sich entwickeln sah, dachte ich oft mit Unruhe an die Zeit, wo ich ihr Geschick in die Hand eines Mannes legen sollte. Jeder vorzügliche Charakter ist größeren Gefahren ausgesetzt, als Menschen von gewöhnlicher Art. Ein Weib insbesondere, das sich mehr als gemeiner Anlagen bewußt ist, wird leicht verleitet, seine eigentliche Bestimmung zu verkennen. Es hat eines Mannes bedurft, wie Norberg, um Elisen in dem Kreise, für den sie geboren ist, festzuhalten, und ihr Achtung gegen ein Geschlecht einzuflößen, dem das ihrige, nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, untergeordnet seyn muß. Von der anderen Seite weiß ich kaum, wie Norberg mit einer Frau leben würde, die weni-

ger Kraft und Selbstständigkeit besäße, als ich meiner Tochter zutrauen darf. Die Liebenswürdigkeit allein wird einen Mann von seinem Geiste und Charakter schwerlich fesseln, gewiß nicht glücklich machen. Er sucht Erholung in dem Inneren seines Hauses; und er findet sie nur da, wo die Sicherheit und Ordnung, die er in seinen Geschäften gewohnt ist, ihm, ohne sein Erinnern und Zuthun, entgegen kommt. Ein Geschäftsmann seiner Art sollte keine andere, als zärtliche Sorgen, mit seiner Hausfrau zu theilen haben.«

Paradoxien über die Ehe.

Als Einleitung zur Geschichte einiger Hagestolzen.

Obwol ich, wie die Umstände jetzt sind, meine Tage als ein standhafter Junggeselle zu beschließen gedenke, so habe ich doch immer einen sehr hohen Begriff von dem ehelichen Leben gehabt, und ich bin hierin dem System des Herrn Kapitäns von Solms stets mehr geneigt gewesen, als dem entgegengesetzten meines Freundes Brink. Der Kapitän pflegt zu sagen, daß ein Mann, der unbeweibt und kinderlos stirbt, nur als ein angefangener Mensch zu betrachten sey; weßhalb er auch glaubt, daß die Hagestolzen, wie Brink, ich und er selbst, sich nur in einem Vorbereitungszustande auf dieser Erde befinden, und, ehe sie zu der Ruhe der Seligen gelangen, erst noch des Lebens auf einem anderen Planeten froh seyn werden, den sie zu bevölkern bestimmt sind.

Was mich betrifft, so hat mich die Natur durch die sympathetischen Freuden, deren sie mich fähig machte, für die Entbehrungen, welche das Schicksal mir auferlegt, schon zum Voraus schadlos gehalten; und meiner eigenen Glückseligkeit mangelt nichts, da meinen Freunden Norberg und Sorben, in dieser Rücksicht, der ganze Segen des Himmels zu Theil geworden. Mir selbst bewußt, die Eigenschaften nicht zu besitzen, wodurch die Vollkommenheiten, die ich von einer Hausfrau verlange, aufgewogen werden könnten, habe ich, in diesem Betrach., alle meine Wünsche und Hoffnungen gleichsam auf zwei befreundete Herzen übertragen, in deren häuslichem Glücke ich mein eigenes finde.

Herr Brink, dem es ein Vergnügen macht, in vielen Dingen anderer Meinung zu seyn, als seine Freunde, bietet dagegen gern seinen Witz auf, um das, was er das zweideutige Glück der Ehe, und (nach seiner drolligen Sprache) den Präparanden-Kursus des Kapitäns nennt, in ein auffallend komisches Licht zu stellen. Er gesteht, daß die meisten Ehemänner Gelegenheit haben, sich den Himmel auf der Erde zu verdienen. In diesem Sinne, sagt er,

sey das System des Herrn von Solms nur ein wenig ketzerisch, aber der Vernunft und den guten Sitten nicht gerade zuwider laufend. Brink schreibt die Weisheit und Selbstverleugnung des Sokrates großen Theils den Tugendübungen zu, worin ihn die strenge Zucht der Xantippe bis an sein Ende erhielt; und von Luther behauptet er, daß er die Lehre vom Fegefeuer zu bestreiten angefangen und endlich für schriftwidrig erklärt habe, nachdem er den Ehestand aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

So oft der Kapitän um eine Antwort auf Brink's Einfälle verlegen ist, unterläßt er nicht, sich auf das Beispiel des Norbergischen Hauses zu berufen; eine Instanz, wogegen Brink nichts einzuwenden hat, als daß sie die einzige in ihrer Art sey. Die Erinnerung an das vollkommene Glück dieser Ehe verwandelt selbst die sarkastische Laune unseres Freundes in herzliche Bewunderung und Theilnahme. »Zeige mir einen zweiten Norberg,« sagte er einmal zu dem Kapitän, »so will ich Dein tolles System blindlings beschwören, und über meine verlorene Jugend Thränen vergießen, wie eine alte Spröde, die ihre Tugend bereut, wenn Niemand sie mehr ansicht.«

Neulich hatte Herr Brink den Muthwillen, diesen Gegenstand in der Gesellschaft der Majorin von Sorben zur Sprache zu bringen. Der Kapitän ist ein großer Verehrer dieser Dame, und Brink zieht den guten Mann öfter damit auf, daß er sterblich in sie verliebt sey.

Solms saß auf dem Fußboden unter Amaliens Kindern, die ein großes Gejauchze mit ihm trieben; denn er ist ein Liebling der Kleinen, und, wenn er da ist, geben sie sich nicht leicht mit Jemand Anderem ab. Das Gesicht des Kapitäns leuchtete von unschuldiger Freude; er herzte die Kinder, und ich bemerkte, wie seine wohlwollenden Blicke von Zeit zu Zeit auf die schöne Mutter fielen, die ihm gegenüber an einem Blumentische stand.

»Fragen Sie doch unsern Solms, gnädige Frau,« sagte Brink, »warum er es sich nicht so gut werden ließ, selbst Familie zu haben, da er ein so außerordentlicher Kinderfreund ist?«

»Das ist eine Frage,« antwortete Amalie, »die ich an Sie alle Drei thun möchte. Jeder von Ihnen könnte ein Haus glücklich machen. Aber vermuthlich sind Sie unverheirathet geblieben, weil es so wenige Frauenzimmer gibt,

deren Werth Ihren eigenen Verdiensten angemessen wäre.«

»Vielmehr deßhalb,« erwiederte Brink, »weil wir uns des Besitzes so vollkommener Geschöpfe, als die meisten Damen sind, für unwürdig halten.«

»Das ist eine boshafte Antwort, Herr Brink!« sagte Amalie. »Allein im Ganzen, glaube ich, sind die Weiber der Männer ziemlich werth.«

»Wenn Sie die Sache ernsthaft nehmen, Frau Baronin,« fuhr Brink fort, »ganz gewiß! Was mich betrifft, so habe ich genug gekannt, die ungefähr so viel werth seyn mochten, als ich; Einige, die noch ein Bischen schlimmer, und Andere, die über alle Vergleichung besser waren. Bei der ersten Klasse von Damen dachte ich gar nicht an's Heirathen; bei der zweiten schlug ich mir die Gedanken dazu um meiner selbst willen aus, bei der letzten, den Damen und der Ehrlichkeit zu Liebe.«

»Es ist wahr,« seufzte der Kapitän, »ein bescheidener Mann findet nicht viele Frauenzimmer, mit denen er glücklich seyn könnte.«

»Nicht viele?« sagte Brink. »Wenn Du

Eine fändest, hättest Du genug Dein Leben lang.«

»Seht doch!« rief Amalie. »Was hätten Sie zum Beispiele gegen mich einzuwenden, Herr von Solms?« — Und bei diesen Worten stellte sie sich in Positur vor dem Kapitän, gleichsam um sich besehen zu lassen.

Solms wurde feuerroth und starrte Amalien in's Gesicht, als ob ihm ein Kompliment in der Kehle steckte, das er nicht herausbrächte.

»Ich will nicht fürchten, Kapitän,« sagte Brink mit einem Schalksgesichte, »daß Du einen Widerwillen gegen die Baronin hast?«

Der Kapitän stockte noch immer, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, wie wenn man zwischen Ja und Nein zweifelhaft ist.

»Ei, ei, Solms!« sagte Brink sehr ernsthaft.

»Hole Dich! —« fuhr der Kapitän endlich heraus. — »Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, gnädige Frau.« —

Die Baronin reichte dem Kapitän lächelnd die Hand. »Herr Brink ist bei Laune,« sagte sie. »Er hätte wol Lust, auch mich in Verwirrung zu bringen. Lassen wir es gut seyn, Herr Kapi=

tän. Ich irre mich sehr, oder Sie sind einer der besten Menschen, die es in der Welt gibt.«

»Ob ich das bin, weiß ich nicht,« erwiederte Solms, indem er Amalien herzhaft die Hand küßte; »aber das versichere ich Ihnen, gnädige Frau, hätte die junge Person, die mir vor zwanzig Jahren, mit einer ähnlichen Frage, Besinnung und Sprache raubte, Geduld mit mir gehabt, ich wäre, nächst dem Herrn Major und unserm Freunde Norberg, der glücklichste Ehemann unter der Sonne geworden.«

»Ich glaube es selbst,« sagte Brink. »Du hast alle Eigenschaften dazu. Es ist wirklich Schade, daß so viele Zärtlichkeit für diese sublunarische Welt verloren gehen, und erst auf einem anderen Planeten Dach und Fach finden soll. Aber sage uns einmal, Kapitän, was aus der jungen Person geworden ist, die so wenig Geduld mit Dir hatte? — Eine Alte vermuthlich, wenn die Jahre recht gezählt sind.«

»Erinnere mich nicht daran,« antwortete der Kapitän. »Was meine Braut einst war, hat sie aufgehört in einer übel gerathenen Verbindung zu seyn. Sie ist weder glücklich, noch liebenswürdig.«

»Das ist's!« rief Brink aus. Unter tausend Ehen sind kaum drei, an denen die Kopula etwas taugt. Die Frau war vielleicht ein Engel, der Mann ein rechtlicher, gescheidter Mensch; aber gerade, weil sie so gepaart sind, wird Sie eine abgeschmackte Märterin, und Er ein absurder Tyrann. — Wenn ich Dir, außer den zwei glorreichen Beispielen, die wir vor uns sehen, noch Dein eigenes Heirathsprojekt unangefochten lasse, so hoffe ich, wirst Du der glücklichen Ehen genug haben, und mir einräumen, daß der ganze Ueberrest von Ehestandsgeschichten, gedruckten und ungedruckten, weiter nichts ist, als ein Pack voll Langerweile, Jammer und Zwietracht, worüber mich nach Gebühr lustig zu machen, ich bei Weitem noch nicht menschenfeindlich und schadenfroh genug bin.«

»Uebertreibung!« sagte der Kapitän. »Ich kenne hundert Ehen, die so glücklich sind, als man es, nach den Umständen, nur wünschen kann. Unter den Bauern meines kleinen Gutes ist vielleicht ein einziges Paar, das Dich in Deinem häßlichen Glauben bestärken dürfte.«

»Hast Du den Leuten zur Beichte gesessen?« erwiederte Brink. »Ich setze mein Reitpferd ge-

gen Deine Nachtmütze, die Geschichte lautet anders, wenn ich Deine Bauern ausfrage.«

»Armer Herr Brink!« sagte Amalie, »Sie haben keine erfreuliche Erfahrungen über die Ehen angestellt. Aber möchten Sie uns wol sagen, wie glücklich Sie sich in Ihrem eigenen Stande finden?«

»Gerade so glücklich,« erwiederte Brink, »als nöthig ist, um mich nicht aufzuhängen. — Wissen Sie die Antwort, Frau Baronin, die ein alter Murrkopf von Philosophen einem jungen Menschen gab, der ihn fragte: was besser sey, eine Frau zu nehmen, oder ledig zu bleiben?«

»Nun?«

»Thue, was Du willst,« antwortete der Philosoph, »so wird es Dich gereuen. — Und so ist es, schöne Frau! Die alten Junggesellen reuet es, daß sie ledig geblieben, die Ehemänner (und zwar nicht bloß die alten), daß sie geheirathet haben. Das Geheimniß aber liegt vermuthlich weder in dem Ehestande, noch in dem Cölibat, sondern in der Thorheit und Inkonsequenz der menschlichen Natur selbst. Kein Zustand däucht uns erträglich, als der, den wir noch nicht aus eigener Erfahrung kennen. Im

Grunde ist nichts unleidlich, als das Leben selber. Die Braut, nach der ich mich mit geheimen Grauen sehne, ist keine andere, als die Mutter Erde, welche ihre Alles beruhigenden Arme ausstreckt, uns darin aufzunehmen.« —

»Ist Ihr Freund öfter so?« fragte Amalie, als Brink nach dieser Rede seinen Hut ergriff, und mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer ging.

»Es sind Erinnerungen aus seiner Jugend,« erwiederte ich, »die ihn zuweilen so verstimmen. Dieser herbe Gegner der Ehe liebte einst wahrhaft, und machte Anstalten, sich zu vermählen, als eine Entdeckung der außerordentlichsten Art ihm seine Braut und den Ehestand für immer verleidete.«

»Die Geschichte muß ich erfahren!« rief Amalie; »wenn ich unsers launischen Freundes gute Stunde treffe, schlägt er mir nicht leicht etwas ab.«

»Das können Sie gleich versuchen, gnädige Frau,« bemerkte Solms, »denn ich sehe Brink hier unten in Ihrem Garten, und, wie es scheint, schon wieder in besserem Humor.«

Amalie trat geschwind an's Fenster, und

lachte hell auf, denn Brink spielte sehr gemüthlich mit einer jungen Katze, die, auf einem Gartengeländer sitzend, ihm ihre Künste vormachte. Da wir am Fenster laut wurden, sah er herauf, und kam nach einer Weile, mit dem Kätzchen auf dem Arme, näher.

»Es gibt nichts Artigeres, als so ein Thier,« sagte er, die Katze streichelnd und liebkosend. »Man kann den niedlichen Geschöpfen nicht gram seyn, wenn man auch manchmal von ihnen gekratzt wurde.«

Ein wunderliches Gespräch entspann sich nun zwischen Brink und der Baronin, welche die Schmeicheleien und Stachelreden auf ihr Geschlecht, die unser Freund ihr wie Fangbälle zuwarf, mit gewandter Sicherheit, theils scherzend ablehnte, theils verschärft auf den Angreifenden zurücksandte. Nach und nach zog sie mich und die Gouvernante mit in dieses Spiel, und verließ selbst unmerklich das Fenster, um in den Garten hinab zu eilen, wo sie plötzlich vor Brink stand, der ihr verwundert, aber mit wohlgefälligem Schmunzeln, in die schalkhaften Augen sah.

Als ich mit Solms zu ihnen in den Garten

kam, hatte Amalie das Gespräch bereits auf den Punkt gebracht, auf dem sie es haben wollte. Es war von den ersten Liebschaften die Rede, von denen Brink gestand, daß sie das unterhaltendste Kapitel in dem langweiligen Roman des menschlichen Lebens seyen.

»Es müßte in der That interessant seyn,« sagte die Baronin, die Geschichte dieser Liebschaften von Männern erzählen zu hören, wie Sie und die übrigen Mitglieder der stillen Gesellschaft *) sind. Ein Umstand würde diese Bekenntnisse besonders lehrreich machen: so viel ich weiß, ist keiner von den Herren, welche zu der erwähnten Gesellschaft gehören, jemals verheirathet gewesen.«

Der Kapitän seufzte, und Brink sah mich mit dem satyrischen Lächeln an, womit er gewöhnlich die kleinen Tücken begleitet, die er im Schilde führt. »Ja, ja!« sagte er, »Einige von uns haben in diesem Fache Erfahrungen ge-

*) Einige Nachrichten von dieser Gesellschaft findet man in dem ersten Theile der kritischen und satyrischen Streifzüge von Th. West und dessen Freunden, welche die zweite Abtheilung der gesammelten Schriften des Verfassers ausmachen.

macht, die der Rede werth sind. Lassen Sie sich zum Beispiel von unserem Freunde Thomas die Geschichte der schönen Helmine erzählen, die er, glaube ich, sogar zu Papier gebracht hat, und zum Besten heirathslustiger Jünglinge dereinst bekannt machen wird.«

»Ich rechne auf seine, wie auf Ihre Gefälligkeit,« erwiederte Amalie, »und hoffe, daß der Kapitän sich nicht weigern wird, den Reihen zu beschließen.«

»Da kommen noch ein Paar, die mit zum Tanz gehören!« rief Brink in der besten Laune, als er unsern Reisenden, Herrn Robert Morfeld, und den alten Freund des berühmten Ruhnkenius, Herrn Friedrich Ernst, durch die Gartenthür hereintreten sah.

»Was ist die Sache?« fragte Morfeld hastig, und hinkte, so geschwind er konnte, auf die Baronin zu, vor der er sich, seinem Podagra zum Trotz, in einer tänzerhaften Stellung hinpflanzte.

»Du sollst der gnädigen Frau erzählen,« antwortete Brink ernsthaft, »wie es zuging, daß Du ein Hagestolz wurdest.«

»Das ging ganz natürlich zu,« erwiederte

Morfeld; »ich hatte wol sehr oft Lust, eine Frau zu nehmen, aber nie besonders viel, eine davon zu behalten; und da man nach unserem Gesetz die Eine behält, die man nimmt, schlug ich mir die Sache lieber ganz aus dem Sinn.«

»Das ist ja echt türkisch!« sagte die Baronin, das Wort etwas scharf betonend.

»Weltbürgerlich,« versetzte Morfeld mit trokkener Höflichkeit. »Die Türken behalten die Frauen, die sie nehmen, wenn sie im Stande sind, sie zu nähren; und das geht auch gar wohl an, denn sie sind eine sitzende Nation. Aber ein Mann, der sich in der Welt umsehen will, und keine bleibende Stätte hat, wäre bei dem Gesetze des Korans übler daran, als bei dem christlichen. Stellen Sie sich z. B. die Verlegenheit vor, worin sich mein Freund, Ali Nafis, der Perser, befände, wenn er auf einer Fußreise von funfzehn oder achtzehn hundert Meilen, wie ich deren mehrere gemacht habe, seine 37 Frauen mitschleppen wollte; — denn so viele hatte er in seinem Harem, als ich ihn zum letzten Male in Teheran besuchte.«

»Herr Morfeld ist für die Tibetanische Ehe=

verfassung,« bemerkte Ernst ein wenig spöttisch, »wonach in Ansehung der Geschlechter das umgekehrte Verhältniß, von dem des muhamedanischen Gesetzes, Statt findet.«

»Ich halte sie wenigstens für naturgemäßer,« antwortete Morfeld, »als die platonische *), welcher die Freunde des klassischen Alterthums den Vorzug zu geben scheinen. Unter einem kriegerischen und handeltreibenden Volke, wo die Männer oft und lange vom Hause entfernt sind, ist es natürlich, daß die Weiber nach und nach das Uebergewicht erlangen, und endlich als die Häupter und eigentlichen Stammhalter der Familien betrachtet werden. Ich kannte eine Frau in Lhasse, die, während vier ihrer Männer mit den Karavanen von Peking und Sibirien, und zwei andere im Kriege abwesend waren, ihrem ansehnlichen Haushalt mit vieler Würde vorstand, und nicht abgeneigt war, mich zu ihrem siebenten Manne zu wählen.«

»Genug, Herr Morfeld, genug!« fiel Amalie erröthend ein, »wir wollen es bei den ehe-

*) In der Republik vermuthlich.

lichen Einrichtungen der Europäer bewenden lassen.«

»Ich könnte Ihnen auch von ein paar Liebschaften erzählen,« fuhr Morfeld fort, »die ich in Ländern hatte, wo die Monogamie so rein beobachtet wird, als im alten Deutschland; unter den Creeks in Nordamerika z. B., oder bei einem kleinen Negerstamme am oberen Niger, wo die schöne Gambu mich beinahe verleitet hätte, meinen weltbürgerlichen Grundsätzen untreu zu werden, und mich auf immer in die Blumenketten einer reizenden Schwarzen zu schmiegen.«

»Nun wohl!« erwiederte die Baronin lächelnd, »ich bitte um die Geschichte der schönen Gambu. — Herr Ernst ist dann wol auch so gefällig, uns Etwas von seinen Erfahrungen in diesem Punkte mitzutheilen, damit wir das Klassische in der Liebe ebenfalls nicht entbehren.«

»Ein kleines Geschichtchen aus meiner Jugendzeit,« entgegnete der alte Philolog, »kann ich zur Unterhaltung beitragen; aber es ist durchaus nicht im klassischen oder antiken Styl, sondern vielmehr so modern als möglich. Die nied-

liche kleine Person, die mir den Kopf verrückte, war eine hübsche Putzmacherin unter den Linden in Berlin, wo ich sie kennen lernte, als ich von der hohen Schule zu Leiden nach Deutschland zurückkehrte.«

»Sieh, sieh, was unser amicissimus Ernstius für allerliebste Geständnisse zu thun hat!« sagte Brink. »Das Ding fängt an mir Spaß zu machen. Es kann eine artige Gallerie von Thorheiten geben, und die Liebschaften der stillen Gesellschaft kommen vielleicht noch in der Leute Mund. Wohlan, ich bin dabei; unter der Bedingung, daß der Kapitän — — Aber wo ist Solms denn hingekommen?«

»Er hat sich in aller Stille weggeschlichen,« sagte Amalie, »während uns Herr Morfeld die Vortheile der Tibetanischen Eheverfassung erklärte.«

»Dacht' ich's doch!« rief Brink lachend. »Unser tapferer Freund hält eher das Feuer einer Batterie von zwanzig Kanonen aus, als die schalkhaften Blicke einer Dame, denen die unschuldigen Geheimnisse seines Herzens bloßgestellt sind. Aber seine strategischen Künste sollen dem guten Kapitän dießmal nichts helfen. Er

muß daran, wie jeder Andere von uns; denn die Geschichte der Hagestolzen, die wir der Baronin zum Besten geben wollen, darf keine Lücke haben. Was mich betrifft, so bin ich bereit, den Anfang zu machen. Das nächste Mal, wenn wir wieder so beisammen sind, sollen Sie die Geschichte von Brink's erster Brautfahrt hören, die aber nicht der Beschluß seiner verliebten Thorheiten ist, und vermuthlich noch mehr als eine Fortsetzung haben wird.«

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, zweiter Theil.

Seite 8 Zeile 11 von oben, lies: Plane, statt: Pläne.
— 10 Z. 7 von unten, l. Fabriksunternchmungen, st. Fabrikunternehmungen.
— 20 Z. 8 v. u. l. Nachbarn, st. Nachbaren.
— 21 Z. 3. v. u. l. Ansicht, st. Absicht.
— 38 Z. 3 v. u. l. Fond, st. Fonds.
— 44 Z. 6 v. u. l. schärfere Ahndung, st. Ahnung.
— 44 Z. 5 v. u. l. verdienten, st. verdienen.
— 53 Z. 2 v. u. l. suchte, st. suche.
— 72 Z. 7 v. o. nach den Worten: seines Briefes, setze hinzu: an mich.
— 135 Z. 11 v. o. l. anträte, st. antrete.
— 184 Z. 9 v. o. l. wüßte, st. wüsse.
— 186 Z. 2 v. o. l. eines, st. ihres.
— 201 Z. 5 v. o. l. Nebelbilder, st. Nebenbilder.
— 238 Z. 8 v. o. l. den, st. dem.
— 238 Z. 12 v. o. l. Launen, st. Laune.
— 258 Z. 1 v. o. l. der, st. die.
— 275 Z. 12 v. o. l. und worin diese, st. und diese.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreyvogel, Joseph,

Gesammelte Schriften

Bd.: 1,2

Braunschweig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.867(1#2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723181-5